



**DIE ALTE
STADT**

In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt, Helmut Böhme
Rudolf Hillebrecht, Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke
herausgegeben von Otto Borst

Hans Paul Bahrdt, Göttingen
Geschichte in der Stadt

Erika Spiegel, Hamburg
Umwandlung von Geschichte in Gegenwart

Ulfert Herlyn, Hannover
Die Stadt als lokaler Lebenszusammenhang

Andreas Billert u. a., Lübeck
Altstadtsanierung: zum Beispiel Lübeck

Hans Paul Bahrdt

Vom Umgang mit Geschichte in der Stadt

I. Vorbemerkungen. II. Typen der Einstellung zum Verhältnis von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft: a) »Reine Traditionalität«, b) Mythisches Denken, c) Archaische Zeitalterlehren, d) Traditionelles Dekadenzbewußtsein, e) Endzeiterwartung, f) Orientierung an einer klassischen Periode der Vergangenheit, g) Radikales Fortschrittsdenken, h) Historismus, i) Moderne Modernitätskritik. III. Das neue Bauen: a) Jugendstil, b) Reformströmungen nach dem Jugendstil, c) Funktionalismus. IV. Bemerkungen zur Postmoderne.

I. Vorbemerkungen

Unsere Ausführungen haben das Ziel, zu Aussagen über bestimmte Erscheinungen der sog. »postmodernen Architektur« zu gelangen. Dies wird aber erst gegen Ende dieses Beitrags und dann nur kurz und skizzenhaft geschehen. Der zentrale Teil des Beitrags hat die Aufgabe, zu dieser Thematik, die ja auch in anderen Aufsätzen dieses Heftes behandelt wird, hinzuzuführen. Dies wird versucht durch eine Untersuchung der verschiedenen Möglichkeiten, so etwas wie ein geschichtliches Bewußtsein zu gewinnen, das die Gegenwart in einer Abfolge unterschiedlicher Perioden einordnet. Der Gegenstand sind vor allem Zeitstrukturen einschließlich der mit diesen verbundenen Bewertungen im epochalen Bewußtsein. Und zwar geht es jetzt nicht um die Bewußtseinsstrukturen bei Historikern oder kleinen Intellektuellengruppen, die am Schreibtisch im Rahmen ihrer Berufsarbeit die Gegenwart im Strom der Geschichte verorten. Uns interessiert jetzt vor allem, in welcher Weise vergangene Geschichte in unserer Alltagsumwelt präsent sein kann, diese prägt und damit auch Einfluß hat auf die Deutungsmuster und Bewertungen unserer Alltagsorientierung. Insbesondere wird von »gebauter Umwelt« die Rede sein.

Zuvor aber doch ein paar Bemerkungen zu dem modischen Begriff »Postmoderne«. Der Ausdruck ist natürlich kurios. Diejenigen, die ihn für ihre Schöpfungen in Anspruch nehmen, wissen dies freilich. Der paradoxe Ausdruck soll provokativ wirken. Das Wort »modern« enthält unter anderem den Sinn, daß etwas, was heute der Fall ist (Verhaltensweisen, Bewertungen, Strukturen), auch irgendwie den heutigen Verhältnissen entspricht. Demnach könnte man fragen, wieso jemand sich als »postmodern« bezeichnet, der heute lebt. Höchstens könnte er meinen, mit dem, was er tue, »habe die Zukunft schon begonnen«. Aber dies ist nicht gemeint. Der Begriff »Postmoderne« unterstellt, daß Inhalte, die als der Gegenwart entsprechend angesehen wurden, und daß Menschen, die sich als Exponenten ihrer Gegenwart verstanden, inzwischen der Vergangenheit zuzurech-



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt, Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht, Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke herausgegeben von Otto Borst

Band 4/1985. Zwölfter Jahrgang

Redaktionskollegium: Professor Dr. Otto Borst, Lehrstuhl für Landesgeschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1 (Schriftleitung) – Dr. Hans Joachim Fliedner, Leiter der Volkshochschule und des Stadtarchivs Offenburg, Ritterhaus-Museum, Ritterstraße 10, 7600 Offenburg – Professor Dr. Burkhard Hofmeister, Direktor des Instituts für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 1000 Berlin 30 – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettlingerstraße 200, 7070 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 120, 4630 Bochum – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Karl-Scharnagl-Ring 60, 8000 München 22 ² Redaktionslektorat: Frauke Borst, Lipperheidestr. 27C, 8000 München 60 – Rezensionsteil und Redaktionssekretariat: Eduard Theiner, Marktplatz 16, Postfach 269, 7300 Esslingen am Neckar.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 390 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 104,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 84,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 28,- einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 78631. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Graphischer Großbetrieb, Stuttgart. Printed in Germany.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 357670. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie fotomechanische und andere Vervielfältigungen bedürfen der schriftlichen Genehmigung des Verlages.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz

nen sind. Man begnügt sich aber nicht damit zu sagen: »Dies war einmal modern. Jetzt ist es altmodisch, heute ist etwas anderes modern.«

Vielmehr bleibt das Wort »modern« anscheinend an bestimmten Inhalten hängen, die ihrerseits an einer Stelle im objektiven Zeitlauf zurückbleiben, auf dem das erlebte Jetzt sich vorwärts bewegt. So könnte man paradox formulieren: »Es ist nicht mehr modern, modern zu sein.« Oder auch: Wir haben die Moderne hinter uns. Wir sind »Postmoderne«. Natürlich hat diese absichtlich paradoxe Redeweise einen Sinn. Dahinter steht die Auffassung, daß jene Strömung, Stilrichtung oder soziale Gruppe der Moderne nicht nur einmal »modern« war, sondern sich auch in expliziter Weise der »Modernität« verschrieben und aus ihr ein Programm gemacht hatte. Gerade dies ist aber auch jetzt Gegenstand der Kritik. Es ist ja gar nicht so selbstverständlich, sich einem spezifischen gegenwärtigen Zeitgeist in dieser Ausschließlichkeit zu verschreiben. »Postmodern« zu sein könnte also auch heißen, die Haltung eines radikalen puristischen Modernismus zu überwinden und Spielräume für eine Orientierung an Vergangenen zu gewinnen, vielleicht sogar für eine Zukunftsphantasie, die sich nicht an der Gegenwart festklammert. Für eine solche Wende könnte es durchaus gute Gründe geben. Dieser Vorgang verweist uns darauf, daß sich die Einstellung zum Verhältnis von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in der Geschichte wandeln kann.

II. Typen der Einstellung zum Verhältnis von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft

Es ändern sich die Zeitstrukturen, an denen sich das Subjekt orientiert. Damit ist jetzt nicht gemeint, daß in den verschiedenen Epochen unterschiedliche Deutungen und Bewertungen als modern gelten, sondern daß die Weise, wie in der Gegenwart lebende Menschen mit der Geschichtlichkeit ihrer Existenz umgehen, sich verändert. Beim näheren Hinsehen entdecken wir sogar, daß innerhalb ein und derselben Epoche nebeneinander unterschiedliche Denkmuster und Erlebnisformen existieren, wobei möglicherweise verschiedene soziale Gruppen unterschiedliche Präferenzen haben. Ja sogar der einzelne Mensch kann je nach Lebensbereich verschiedene Einstellungen besitzen und sich sogar dessen bewußt werden und dies bejahen. Es muß nicht unbedingt auf Schizophrenie deuten, wenn ein Naturwissenschaftler, der in einem Labor arbeitet, in dem ständig neue Erkenntnisse erarbeitet werden, wodurch altes Wissen obsolet wird, zu Hause gern mit Biedermeier-Möbeln lebt, die er geerbt hat. Man kann sogar die These vertreten, daß es dem Menschen gar nicht guttut und es seinen Lebenserfolg auch mindert, wenn er in allen Lebensbereichen dasselbe Verhältnis von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zugrundelegt. Große Revolutionäre (wie z. B. Marx) verfügten über eine umfangreiche, damals schon traditionelle humanistische Bildung bürgerlichen Typs. Klassenbewußte Arbeiter der revolutionären Arbeiterbewegung zeichneten sich nicht selten durch ein traditionelles handwerkliches Arbeitsethos im Beruf aus.

Ich möchte jetzt, bevor ich auf Fragen der Architektur und des Städtebaus von heute zu sprechen komme, kurz einige typische Einstellungen zum Verhältnis von Geschichte und Gegenwart skizzieren. Dabei werde ich auch in die Geschichte zurückgreifen, sozusagen in die Geschichte geschichtlicher Existenzweisen. Hierbei geht es vor allem um Einstellungen, die auch das Alltagsleben prägen und das Alltagshandeln steuern. Es wird sich zeigen, daß die verschiedenen Einstellungs-Typen, denen wir zunächst einen Ort in der vergangenen Geschichte zuweisen möchten, durchaus auch bis in unser heutiges Alltagsdenken hineinwirken. Sie sind – oft dominant oder latent – heute lebendig.

a) »Reine Traditionalität«

Es fragt sich, ob es so etwas wie »reine Traditionalität« jemals gegeben hat, bzw. auch, ob es einen solchen Verhaltenstypus überhaupt geben kann. Traditionalität ist ja etwas anderes als das Leben aus reiner Gewohnheit. Es enthält auch ein Moment der Legitimation. Natürlich kann das Handeln aufgrund einer Tradition auch zur bloßen, nicht mehr reflektierten Gewohnheit werden. Man charakterisiert die traditionale Legitimation oft in der Weise: »Weil es schon immer so war, soll es auch heute so sein.«¹ Bei Traditionalität liegt bereits eine zeitliche Perspektive vor, insbesondere dann, wenn in der Gegenwart ein überraschendes Ereignis eintritt, das eine Besinnung verlangt. Freilich stilisiert und vereinfacht die Aussage »es war immer schon so« die Vergangenheit. Gegenwart und Vergangenheit werden in ihren Inhalten nicht einander gegenübergestellt. Das Moment der Dauer übergreift beides und zwar nicht nur faktisch, sondern auch hinsichtlich der Geltung der Fakten als einer Ordnung. Charakteristisch dürfte sein, daß die Ebenen der Geltungen und der Fakten meist nicht explizit unterschieden werden. Jedoch kann natürlich immer eine Situation eintreten, in der es nicht ausreicht zu sagen: »Es war immer so«, sondern in der man fragt: »Warum war es immer so?«. In diesem Augenblick besinnt man sich auf Legitimations-Instanzen, auf Väter, Ahnen, Geister, Götter usw. All dies mag den allgemeinen Typus von »Traditionalität« kennzeichnen. Es ist dann die Frage, ob man noch von »reiner« Traditionalität sprechen kann. Auf jeden Fall lebt man nicht mehr bloß »von innen heraus«, sondern hält sich an Gebilden des »objektiven Geistes« fest.

¹ Vgl. M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1956, 1. Halbband, S. 12. Hier ist von einem »streng traditionellen Verhalten« die Rede, »das an der Grenze und oft jenseits von dem, was man ein »sinnhaft« orientiertes Handeln überhaupt nennen kann«, steht. Max Weber spricht hier auch von »eingelebter Gewohnheit«. Allerdings weist er auf Übergänge zum affektuellen Verhalten hin, das sich seinerseits dem »wertrationalen Verhalten« annähern kann. Vgl. ferner 2. Halbband, S. 552: dort wird Traditionalität eindeutig als Legitimationstypus für Herrschaft charakterisiert. Kraft Herkommens gibt es die »Eigenwürde« einer Person, der man aus »Pietät« gehorcht. Weber sieht offensichtlich die eigentümliche, schwer fixierbare, schwebende »Zwischenlage«, die »Traditionalität« zwischen dumpfer Gewohnheit und rationalem Handeln einnimmt.

b) Mythisches Denken

Bereits in archaischen Kulturen hält man es aber anscheinend für nötig, für die immergeltende Vätersitte eine zusätzliche Begründung zu finden, die dem Denken eine schon etwas deutlichere zeitliche Dimension gibt. Dies geschieht meist in Gestalt eines Mythos. Irgendwann hat ein Ereignis stattgefunden, meist zwischen Menschen und Göttern, bzw. Menschen und Dämonen, durch das dasjenige, was heute gilt, festgelegt worden ist. Die zeitliche Struktur des mythischen Denkens ist aber, aus unserer Perspektive gesehen, immer noch seltsam diffus. Man könnte auch sagen, das mythische Denken habe seine eigene Zeitstruktur. Jedenfalls hat das mythische Urereignis nicht eine genaue Zeitstelle. Man weiß nicht, wie viel Zeit seit ihm verstrichen ist, zumal man sich die darauffolgende Zeit nicht als eine Kette wechselnder Geschehnisse vorstellt, in denen sich auf der Welt Wesentliches geändert hat. Ja es kann sogar zweifelhaft werden, ob das Urereignis, von dem der Mythos erzählt, wirklich voll und ganz der Vergangenheit angehört. Vielleicht wiederholt es sich im Wechsel der Tages- und Jahresabläufe immer wieder. Oder es wird durch rituale Handlungen nicht nur erinnert, sondern im wörtlichen Sinn vergegenwärtigt, d. h. in mystischer, bzw. auch in magischer Weise zur Gegenwart gemacht. Auf diese Weise könnte z. B. die Welt, deren Ordnung irgendeinen Schaden erlitten hat, wieder geheilt sein.

Es ist in unserem Zusammenhang zweckmäßig, Mythen und Sagen zu unterscheiden, obwohl viele Sagen mythische Elemente enthalten. Sagen sind in der Regel Erzählungen über vergangene Ereignisse, die sich unter Menschen abgespielt haben. Sie gehen oft auf historische Vorgänge zurück, die später oder auch gleichzeitig – falls es zur selben Zeit bereits eine »hochkulturelle« Geschichtsschreibung gegeben hat – registriert wurden. Es ist klar, daß es sich bei solchem Sagen gut um ferne Vergangenheit handelt. Es fehlt aber die Gewohnheit, Ereignisse zu datieren und in eine eindeutige Zeitrechnung einzuordnen. Gleichwohl entstehen umfassende »Sagenkreise«, in die eine Vielzahl von Einzelsagen integriert und aufeinander bezogen werden. Das Bindeglied ist aber nicht eine Zeitrechnung mit Jahreszahlen. An die Stelle treten meist genealogische Zusammenhänge. In der Regel werden Sagen zunächst ausschließlich mündlich, und deshalb nicht genau überliefert. Es kommt zu Raffungen. Ein großer Teil der griechischen Heldensagen geht sicherlich auf Ereignisse zurück, die vor der dorischen Wanderung geschehen sind. Nach der homerischen Überlieferung müßten sie sich aber in einem Zeitraum von knapp 100 Jahren abgespielt haben. Alle wichtigen Personen sind miteinander verwandt oder verschwägert. Die Akteure sind die Helden, die Troja erobert haben, ferner ihre Väter und Söhne. Alles Wichtige ist also in der Lebenszeit von 3 Generationen passiert.

Wahrscheinlich ist aber, daß die geschichtlichen Urbegebenheiten, aus denen sich die Sagen speisen, sich über einen größeren Zeitraum verteilen. Selbstverständlich dienen die Sagen mit ihrem genealogischen Zeitschema der Legitimation gegenwärtiger Ansprüche. Sagen fungieren z. B. als »Legitimitätslegenden« von Herrschaftshäusern. Insofern haben

regelmäßig auch mythische Elemente eine Bedeutung, z. B. wenn die göttliche Herkunft eines Herrschers belegt werden soll.

c) Archaische Zeitalterlehren

Bereits in Kulturen, die wir als archaisch oder primitiv ansehen, in denen jedenfalls die mündliche Überlieferung noch überwiegt, finden wir aber bereits auch Vorstellungen über eine Abfolge von Zeitaltern. In diese können Erinnerungen an tatsächliche Geschehnisse eingehen; aber diese werden immer noch nicht als sich aneinander anschließende, chronikalische Ereignis-Abfolgen erinnert. Vielmehr ordnen sie sich in mythische Konstruktionen ein, die hinsichtlich ihrer Zeitstruktur noch ziemlich diffus sind. Aber es gibt Zeitalter, die einander folgen. Bevor ein bestimmtes Geschehnis eintrat, war die Welt anders als heute: z. B. vor dem Sündenfall, vor dem Turmbau zu Babel.

Die Zeitalterlehre Hesiods enthält gewiß ein Stück Erinnerung an tatsächliche Vergangenheit, wenn sie behauptet, dem eisernen Zeitalter sei ein bronzenes Zeitalter vorausgegangen. Wenn aber behauptet wird, vor dem letzteren habe es noch ein silbernes und ein goldenes Zeitalter gegeben, so ist dies eine mythische Konstruktion. Natürlich hat dieses Schema einen Sinn für die Deutung der Gegenwart: Das Weiterschreiten der Menschheit zur Verwendung von immer unedleren Metallen symbolisiert den fortschreitenden Niedergang der Menschheit, einen Verlust an Glück, Frieden und Rechtschaffenheit. In einer solchen Auffassung zeigt sich eine frühe Form des Dekadenzbewußtseins. Die Gegenwart ist miserabel. Früher einmal gab es ein goldenes Zeitalter oder ein Leben im Paradies.

d) Traditionelles Dekadenzbewußtsein

Ein solches letztlich mythisch begründetes Dekadenzbewußtsein finden wir auch in Hochkulturperioden immer wieder. Es ist viel häufiger als sein Gegenteil, die Fortschrittgläubigkeit, von der noch die Rede sein wird. Auch in Geschichtsperioden, die längst eine realistische chronikalische Überlieferung besitzen, und in der nicht nur einige Priester und Gelehrte, sondern auch die anderen Menschen wissen, daß es in der Vergangenheit ein Auf und Ab, einen Wechsel von Krieg und Frieden, von Wohlstand und Mißernten, von guten und schwachen Herrschern gegeben hat, erhält sich generell ein Gesamtschema, das durch das Erfahrungswissen, das man besitzt, eigentlich kaum eindeutig bestätigt werden kann, das aber die Gegenwart in einem schlechten Licht erscheinen läßt.

Daß Menschen ihre Gegenwart als miserabel empfinden, ist leicht nachvollziehbar. Daß sie dann aber dazu neigen, die Vergangenheit zu verklären, obwohl sie ja längst wissen, daß auch in ihr viel Schlimmes geschah, ist nicht so leicht zu erklären. Liegt hier nur ein Kontrastbedürfnis vor? Ist es der Respekt vor den Ahnen, der dazu verleitet, sie sich nicht nur als ehrfurchtgebietend, sondern auch als glücklich vorzustellen? Oder liegt es manchmal daran, daß in altertümlichen Kulturen einfach mehr Normen als Fakten überliefert werden, und die Menschen dadurch dazu verführt werden, hinsichtlich der Vergangenheit

das Normative mit dem Faktischen zu verwechseln, während sie in ihrer Gegenwart nur zu deutlich spüren, daß Normativität und Tatsächlichkeit auseinanderklaffen?

e) Endzeiterwartung

Dieses traditionelle Dekadenbewußtsein kann eine dramatische Zuspitzung erfahren, die dann freilich oft in eine nicht mehr traditionalistische Handlungsorientierung einmündet. Zu denken ist hier vor allem an Geistesströmungen und Bewegungen, die die Gegenwart als schlechthin katastrophal ansehen, bzw. sie als den Vorabend einer allgemeinen Katastrophe interpretieren. Aus dieser Katastrophe wird möglicherweise eine neue, bessere heile Welt entstehen. Auf die verschiedenen Varianten der Endzeiterwartung und chiliastischer Bewegungen können wir hier nicht eingehen. Diese Denkweise gibt es nicht nur im Raum jüdisch-christlicher Religiosität, sondern auch in anderen Kulturen.²

Es gibt auch säkularisierte Formen solcher chiliastischer Endzeiterwartung, z. B. im Marxismus. Den Maßstab für die Verurteilung der Gegenwart und die positive Bewertung einer nahen, ziemlich plötzlich eintretenden Zukunft findet man jedoch in der Regel in der Vergangenheit, in Paradiesvorstellungen oder in dem Bild von einer Zeit, in der die Menschen noch auf Du und Du mit Gottheiten verkehrten, in einem urtümlichen Heldenzeitalter oder auch in einem Naturzustand, in dem die Menschen noch nicht durch die Verfeinerungen der Zivilisation verdorben waren. Charakteristisch ist, daß das in die Vergangenheit projizierte Leitbild einen besonders starken Gegensatz zur Gegenwart darstellt und im übrigen recht unscharf und unkonkret ist. Dies hat praktische Bedeutung. Salopp gesagt: Wenn die Vergangenheit, an der man sich orientiert, nur weit genug weg ist, dann läßt sie dem gegenwärtigen Handeln genügend Spielraum. Sie bindet viel weniger als die Kontinuität der Tradition. Vielmehr legitimiert sie Handlungen in der Gegenwart, die objektiv innovativ, kreativ, rebellisch, ja revolutionär sind, und die das aus jüngerer Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichende Traditionsgefüge aufbrechen. (»Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?«)

f) Orientierungen an einer klassischen Periode der Vergangenheit

Einen – äußerlich gesehen – ähnlichen Umgang mit einer relativ weit zurückliegenden Vergangenheit, von der auch die Legitimation für Befreiung von Traditionen aus der jüngeren Vergangenheit erwartet wird, gibt es auch in einer weniger dramatisierenden, konkreteren und eher dem Diesseits zugewandten Form. Ich denke hier vor allem an die Bedeutung, die die Heraufbeschwörung der klassischen Antike in der abendländischen Geschichte seit der Renaissance gehabt hat. Hier lag natürlich eine sehr viel genauere Kenntnis der für vorbildlich gehaltenen Vergangenheitsperiode vor. Aus ihr konnten

² Vgl. hierzu u. a. W. E. Mühlmann, *Chiliasmus und Nativismus, Studien zur Psychologie, Soziologie und historischen Kasuistik der Umsturzbewegungen*, Berlin 1964.

konkrete Rezepte entnommen werden, die dann auch in gegenwärtige Praxis, sei es in der Philosophie, der Wissenschaft oder der Politik und Kunst umgesetzt werden konnten. Hier wurde aus einer Vergangenheit, die 1½ Jahrtausende zurücklag, gelernt, wie man philosophiert, wie eine Republik auszusehen hat, oder wie man als Maler oder Bildhauer eine menschliche Gestalt darstellt. Dennoch kann man sagen: Es hat sich bewährt, wenn man lange Zeit die Antike doch nicht so gut kannte, wie etwa die heutige Altertumswissenschaft. Entweder hätte dies eine Desillusionierung zur Folge gehabt, die den Vorbildcharakter der Antike zersetzt hätte. Man hätte dem Mittelalter, von dem man sich lossagen wollte, dann kein legitimes Gegenbild entgegenstellen können. Oder man wäre aufgrund allzu genauer Detailkenntnisse in eine sklavische Abhängigkeit versunken. Humanistische Bildung und klassizistischer Formkanon hätten sich in ein neues Korsett verwandelt. So aber, auf der Basis eines im Lichte der heutigen Wissenschaft höchst ungenügenden Wissens gab es Spielraum für jene Kette kreativer Mißverständnisse der Antike, die zum großen Teil den raschen Wandel und die letztenendes recht eigenständige Entwicklung der abendländischen Kultur erst möglich gemacht haben.

So kann man am Klassizismus und Neoklassizismus in der Baugeschichte demonstrieren, daß die Architektur um so steriler wird, je besser man die antike Baukunst studiert hat. Den schlechter informierten Renaissance- und Barockbaumeistern, die die Antike hoch verehrten, aber nicht so genau kannten, ist jedenfalls mehr eingefallen, als den Klassizisten und Neoklassizisten. Dennoch lehrt dieses Beispiel: Man kann aus der Geschichte lernen, und zwar nicht nur dann, wenn man in einem festen Traditionszusammenhang steht. Man stößt zu neuen Ufern vor, indem man eine andere (z. B. ältere) Vergangenheit als Vorbild wählt, im Gegensatz zu derjenigen, in deren Bann man bisher gestanden hat. Hierbei kann man natürlich inhaltlich etwas übernehmen, was einen einfach weiterbringt in dem, was man ohnehin anstrebt.³ Die Vertrautheit mit einer bestimmten vergangenen Periode vermag auch eine befreiende Wirkung zu haben, wenn diese Periode tatsächlich über emanzipative Deutungsmuster und Imperative verfügte. Kenntnisse über attische Demokratie und römisches Republikanertum, routinemäßig in humanistischen Gymnasien erworben, beförderten die Kritik an feudalen Strukturen und am absolutistischen Obrigkeitsstaat. (Auch wenn die Verhältnisse nicht so sind: »Eigentlich« ist ein »richtiger« Staat eine Republik.)⁴ Darüber hinaus ist die Erklärung eines bestimmten Ausschnitts aus der Vergangenheit zum Vorbild ein emanzipativer Akt, weil

³ Die Hinwendung zur Wirklichkeit, welche die spätmittelalterliche Malerei ohnehin kennzeichnete, bekommt eine neue Qualität, wenn man griechische Plastiken studiert, auch wenn deren Schöpfer nur bedingt realistische Intentionen hatten, immerhin aber etwas von Anatomie verstanden. So kann es zu einem Qualitätssprung kommen wie bei Albrecht Dürer, der auf seiner Italienreise vielleicht nicht so sehr antike Kunstwerke, aber Renaissance-Maler kennenlernte, welche die antike Kunst intensiv studiert hatten.

⁴ So dachte auch Bismarck nach eigenem Zeugnis, als er das Gymnasium verließ. Vgl. *Gedanken und Erinnerungen*, Stuttgart – Berlin o. J., S. 39 (Beginn des 1. Kapitels).

das gewählte Vorbild niemals dieselbe Autorität gewinnen wird wie die halbbewußte Übernahme einer Tradition, aus der heraus man immer schon lebt, ohne über sie zu reflektieren. Immerhin gelang es den Abendländern, seit fünf Jahrhunderten mit mindestens zwei kulturellen Traditionssträngen zu leben. Und sie verstanden es immer wieder, im Dienste des »Fortschritts« (dies wurde allmählich zu einem Wertbegriff) christliches und humanistisches Gedankengut gegeneinander auszuspielen.

g) Radikales Fortschrittsdenken

Nun gibt es freilich auch ein Fortschrittsdenken, welches so radikal ist, daß es glaubt, auf alle Vorbilder aus der Vergangenheit verzichten zu können. Traditionsgut ist von vornherein verdächtig. Zum mindesten muß es sich mit Hilfe moderner Methoden überprüfen lassen, bevor man es ausnahmsweise gelten läßt. (So etwa, wie die medizinische Forschung sich manchmal mit volksmedizinischen Rezepten befaßt und feststellt: »So dumm waren die alten Schäfer gar nicht.«) In der Tat ist es ja inzwischen fraglich, ob sich im Hinblick auf die völlig neuartigen Probleme der wissenschaftlichen Zivilisation, welche den gesamten Erdball umfaßt, noch irgendetwas aus der Geschichte lernen läßt. Außerdem erzeugt die Vielfalt und Verwickeltheit der Gegenwartsprobleme auch für den normalen Staatsbürger einen solchen aktuellen Informationsbedarf, daß der Griff in die Geschichte als Luxus erscheint, den man sich kaum leisten kann. Allenfalls Entspannung, Erholung, Chance zur Distanznahme könnte er vermitteln, jedenfalls nicht handlungsrelevante Deutungen und Rezepte.

Dies Problem stellt sich aber erst seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, noch nicht für das Fortschrittsdenken im 18. und 19. Jahrhundert. Dieses war einerseits geschichtsbewußter, andererseits aggressiver gegen Traditionen als wir heute. Festzuhalten ist, daß das uns so vertraute explizite Fortschrittsdenken, d. h. die Modernität als Grundeinstellung zur Geschichte in der Geschichte relativ selten auftritt. Fast ist es die Ausnahme, welche die Regel des Dekadenzbewußtseins bestätigt. In der Antike (im klassischen Athen des 5. Jahrhunderts) hat es vorübergehend eine solche Einstellung gegeben. Sie spiegelt sich deutlich in der von Thukydides überlieferten Gefallenenrede des Perikles. Dieselbe Zeit kennt allerdings auch schon die Kritik an modernistischem Gehabe, z. B. an der zersetzenden Kritik, wie sie Intellektuelle an allen Überlieferungen zu üben pflegen. (Vgl. »Die Wolken« von Aristophanes.)

h) Historismus

Auffallend ist aber nun, daß es auch in der Blütezeit des abendländischen Fortschrittsglaubens gleichzeitig erstens eine ausgeprägte Modernitätskritik gab, auf die wir noch zu sprechen kommen, zweitens aber ein seltsames Phänomen, das ich jetzt etwas pauschal »Historismus« nennen möchte. Diesen Historismus sollte man nicht generell verdammen.

Der historistischen Einstellung zur Vergangenheit, die seit dem 19. Jahrhundert nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Architektur, alle bildenden Künste und auch den literarischen Geschmack und die Allgemeinbildung beeinflusst, verdanken wir sehr viel. Ohne sie wären wohl alle Zeugen der Vergangenheit dem Baufieber seit der Gründerzeit zum Opfer gefallen. Ohne die relativ weitverbreitete historische Bildung, die heute inzwischen kenntnisreicher und subtiler geworden ist als sie es um die Mitte des 19. Jahrhunderts war, aber freilich keinen obligatorischen Wissenskanon mehr besitzt, fände heute der Denkmalschutz weniger Resonanz in der Öffentlichkeit.

Auch die Denkmalschützer selbst sind heute übrigens sehr viel sensibler und verständnisvoller, als ihre Vorläufer im 19. Jahrhundert. Damals traute man den Architekten zu, je nach Belieben gotische Kirchen, Museen im Stil dorischer Tempel oder Renaissance-Rathäuser zu bauen. Die historistische Einstellung, von der ich hier spreche, die bis in die Gegenwart nachwirkt (bis in die »Postmoderne«), zeigt verschiedene Varianten, auch Stufen der Verfeinerung, die dann auch zu gegensätzlichen praktischen Verhaltensweisen führt. Z. B.: Verehrer der Gotik konnten meinen, man könne, wenn man sich nur genügend mit Gotik befaßt, auch eine gotische Kirche bauen, bzw. eine alte, die unfertig geblieben ist, zu Ende bauen. (Z. B. den Kölner Dom.) Man kann aber auch zu der Meinung gelangen, dies werde uns nie gelingen. Letzten Endes könnten wir uns doch nicht derart in den Geist der Gotik versetzen, um sie zu imitieren. Diese Scheu kann gerade die Frucht einer weiter fortgeschrittenen kunstgeschichtlichen Bildung sein. Diese Bildung bewährt sich dann freilich bei der Restauration echter gotischer Bauten.⁵

Es gibt also verschiedene Ausprägungen und Entwicklungsstufen des historistischen Denkens und Empfindens. Jedoch scheint auch ein Gemeinsames vorzuliegen. Obwohl es oft mit Gegenwartskritik verbunden ist, obwohl es in romantischer Weise in die Vergangenheit entfliehen kann, so liegt doch eine Grundhaltung vor, die wir als »modern«, jedoch nicht als »modernistisch« bezeichnen möchten. Ähnlich wie der moderne Mensch sich meist nicht der Natur beugt, sich nicht in sie einordnet, sondern sich ihr gegenüber-

⁵ Schinkel hat bekanntlich einen Plan ausgearbeitet, nach dem die Akropolis ganz mit klassizistischen Gebäuden vollgebaut werden sollte, die angeblich den Geist der Antike neu beleben sollten; geplant waren ein Königspalast und zahlreiche Staatsbauten. Heute sind wir froh, daß es zur Realisierung dieses Plans nie gekommen ist, obwohl wir sonst natürlich jeden Schinkelbau unter Denkmalschutz stellen. Nicht nur Experten, sondern auch kunstsinnige Bildungsreisende werden sich in dieser Frage einig sein. Aber wie kommt es dazu? Haben sie das Genauigkeitsideal des Historikers verinnerlicht? Wissen sie es wirklich so genau, daß das Original wertvoller (besser, teurer, seltener) ist als jede Imitation, selbst wenn das Original eine Ruine ist? Oder haben sie inzwischen ein so gutgeschultes Auge, um zu sehen, daß dorische Säulen aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. schöner sind als klassizistische Säulen aus dem frühen 19. Jahrhundert? Dies ist der Fall und Fachleute können heute auch begründen, warum das so ist. Aber wenn das inzwischen bekannt ist, könnte man es ja heute mit einer wirklich ebenbürtigen Imitation versuchen. Warum widerstrebt uns das? Steckt in diesem Widerstreben eine neuartige irrationale Scheu, die unseren Vorfahren fremd war?

stellt und über sie verfügt, so verfügt der Historist über das Material der Geschichte. Er besichtigt sie, er sammelt, wählt aus, umgibt sich mit Erinnerungen (Souvenirs), stellt sie in Museen zusammen. Er beutet die Geschichte gleichsam kolonialistisch aus. Es braucht sich hier nicht nur um die eigene Geschichte zu handeln. Auch die Geschichte der Chinesen oder der alten Inkas ist interessant.

Hier liegt ein grundsätzlicher Unterschied zu den verschiedenen Formen des traditionellen oder auch konservativen Verhaltens vor. Dabei ist es wichtig, noch einmal Konservatismus, der sich zu einer bewußt ausgearbeiteten Ideologie ausformen kann, von weniger reflektierten konservativen Einstellungen oder auch schlichter Traditionalität abzuheben.⁶ Der hier gemeinte »Historismus« kann sich mit einem ideologischen Konservatismus verbinden und aus ihm seine Legitimation beziehen. Er unterscheidet sich aber grundsätzlich von konservativer Haltung oder Traditionalität. Letztere ist durchaus nicht unbeweglich. Der nicht ideologische Konservative weiß, daß die Zeiten sich ändern, daß auch die Gegenwart ihren Ort in der Zeit hat und daß die Vergangenheit buntscheckig war.

Jedoch ist ihm fremd das »Verfügenwollen« über Leistungen der Vergangenheit nach Belieben, Geschmack und Mode. Dieses »Verfügen« schlägt auch dort durch, wo das Material der Geschichte für identifikatorische Zwecke verwendet wird. Erinnert sei an die Verwendung mittelalterlicher Stilelemente für die nationale Selbstdarstellung. Man wählt dann einen Stil aus, redet sich z. B. ein, »gotischer Stil« sei besonders deutsch, was bekanntlich nicht zutrifft. Man kann sich auch an das Vorbild romanischer Kaiserdome halten. Das Ergebnis ist freilich eher Sentimentalität als ernstzunehmende Identifikation.

i) Moderne Modernitätskritik

Gleichzeitig mit dem radikalen Modernitätsdenken, nicht selten verknüpft mit den eben behandelten historistischen Deutungsmustern, tritt stets auch eine Modernitätskritik auf, die sich freilich von dem »traditionellen Dekadenbewußtsein« durch schärfere Argumentation und größere Reflektiertheit unterscheidet. Kritisiert werden nicht nur typische Gegenwartszustände, sondern auch die Haltung der »Modernität«, d. h. jene Auffassung, die auf Traditionsbindung bewußt verzichtet und dadurch Schaden und Katastrophen verschuldet. Diese Modernitätskritik kann einmünden in den schon erwähnten ideologischen Konservatismus. Dies muß aber nicht so sein. Diese Modernitätskritik kann auch in der Kritik verharren, ohne ein Vorbild aus der Vergangenheit zu beschwören. Man kann der Gegenwart auch ein utopisches Zukunftsbild gegenüberstellen. Man kann schließlich versuchen, sich von dem Druck bewertender Zeitalterschemata freizumachen und sich auf oft verschüttete Prinzipien zu besinnen, die unabhängig von Zeit und Ort immer richtig waren oder sein sollten.

⁶ Vgl. K. Mannheim, *Wissenssoziologie*, Berlin – Neuwied 1964, S. 408 ff.

III. Das neue Bauen

Betrachten wir die Entwicklung der Architektur und des Städtebaus seit dem 19. Jahrhundert, so entdecken wir sowohl in Äußerungen theoretischer und programmatischer Natur, als auch in der Baupraxis einschließlich der ästhetischen Gestaltung die Mehrzahl jener typischen Zeitstrukturen in den jeweiligen Verortungen der eigenen Epoche und des eigenen Tuns, die eben besprochen waren. Das Selbstverständnis des »Neuen Bauens«, zu dem ich sinngemäß auch den Jugendstil rechnen möchte, richtet sich mit zunehmender Radikalität gegen die historische Bauweise, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also in einer Zeit raschen Stadtwachstums und schneller Veränderung der inneren Struktur der Städte, das Bild bestimmt hat.

a) Jugendstil

Festzuhalten ist, daß die Vertreter des Neuen Bauens zunächst keineswegs alle Traditionalität ablehnten. Den Leistungen der großen Bauepochen der Vergangenheit, den von der historischen Bildung anerkannten Stilperioden der Romanik, der Gotik, des Barock zollten sie durchaus Respekt. Sie hatten selbst ein Stück historischer bürgerlicher Bildung verinnerlicht, und zwar in einer nunmehr ästhetisch verfeinerten Form. Sie hatten ein Gespür dafür, daß platte Stil-Imitationen nicht gelingen können und deshalb fatal sind. Sie machten gewissermaßen mit dem Ranke-Wort »Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott« ernst, indem sie es auch auf ihre eigene Epoche bezogen. Wenn jede geschichtliche Periode ihre eigenen, ihr angemessenen Ausdrucksformen besessen hat, dann muß dies auch für die eigene Zeit gelten. Die Vertreter des »Jugendstils« verfahren hierbei noch etwas naiv. Sie meinten: »Dann müssen wir eben einen eigenen Stil erfinden.« In dieser Einstellung spiegelt sich im Grunde immer noch jener neuzeitliche Glaube an das Verfügenkönnen über die dingliche und räumliche Umwelt. Wenn der Baumeister der Gründerzeit meinte, er könne nach Belieben einen Stil aus der Geschichte auswählen und verwerten, so glauben die Jugendstilarchitekten, sie könnten aus ihrem Genie heraus einen neuen Stil machen. Naiv war diese Vorstellung insofern, als sie sich zumeist als souveräne Künstler verstanden (vermutlich weil sie in einer Zeit aufgewachsen waren, die der Kunst und dem Künstler ein autonomes, von der übrigen Welt abgehobenes Reich zuzubilligen versprach). Es ist kein Wunder, daß die größten kreativen Leistungen der Jugendstilkünstler im Bereich der Graphik, z. T. der Malerei und in der Flächen-Ornamentik liegen, also dort, wo man nach ästhetischen Ideen in relativer Unabhängigkeit vom Material, von räumlichen Randbedingungen und Gebrauchswert vorgehen kann. Schwieriger wurde es m. E. bei der Gestaltung von Gebrauchsgegenständen und der Innenarchitektur. Problematisch waren fast durchweg die Versuche auf dem Gebiet der Außenarchitektur.

Die ästhetizistische Verengung zeigte sich auch in der Leichtigkeit, mit der man die neuen Stilelemente von einer Kunstgattung in andere Gattungen übertrug, ohne auf die Außenweltsbedingungen und die Materialbasis, an die jede Kunstgattung gebunden ist, zu

achten. So übertrug man ornamentale Momente in die Malerei, Malerisches in die Plastik, und Elemente der Plastik in die Architektur. Oder man stellte einen hölzernen Schreibtisch her, der genau genommen eine Knetform hatte. Offensichtlich war ein Entwurf aus Ton vorangegangen (Van de Velde). Genau genommen waren die Jugendstilkünstler aber nun doch nicht so kreativ, daß sie ganz ohne Stilanleihen ausgekommen wären. Wir finden viele Anklänge an den Barock oder auch an orientalische Bauten. Manche ornamentale Ideen sind auch einfache Umkehrungen überlieferter Schmuckformen (eine Schnecke dreht sich anders herum als es die Tradition seit der Antike vorgibt, altbekannte Blumenranken werden in die Länge gezogen oder gequetscht und erhalten dadurch ein neues Aussehen).

b) Reformströmungen nach dem Jugendstil

Dieses isoliert ästhetische Vorgehen wurde freilich bald kritisiert. Die Entwicklung des »Neuen Bauens« (und der modernen Kunst überhaupt) verläuft indessen so schnell, daß oft dieselben Architekten und auch die Vertreter anderer Künste nacheinander oder gleichzeitig verschiedene Phasen der Entwicklung verkörpern. Ein wichtiges Anliegen einer ganzen Generation war, die Kunst aus ihrer Isolierung herauszuführen, damit aber auch jene Willkür und Beliebigkeit zu überwinden, die den Jugendstil bald degenerieren ließ, als er aus den Ateliers in die industrielle Massenproduktion wanderte.

In ganz unterschiedlichen Bereichen bildet sich jetzt ein verändertes Verhältnis zur eigenen Epoche heraus. Man weiß, daß man im Zeitalter der Industrialisierung, des Kapitalismus und der wachsenden Großstädte lebt, akzeptiert dies grundsätzlich, versucht aber den Schäden, die durch zu schnelle und unbewußt vollzogene Veränderungen eingetreten sind, entgegenzutreten. Man will nicht nur die Kunst, sondern die dingliche und räumliche Umwelt reformieren, womöglich auch einen Beitrag zur Reform der Gesellschaft leisten. Hierbei fragt man auch, welches Wissen und Können beim Übergang in die neue Epoche verloren gegangen ist, und versucht dieses für neue Produkte, Bauten und Siedlungen nutzbar zu machen. Materialgerechtigkeit, eine Tugend des alten Handwerks, läßt sich auch auf industrielle Produkte übertragen. Traditionelle regionale Bauweisen aus den ländlichen Räumen, nicht platt kopiert, aber in ihrer Schlichtheit und Schönheit kopiert, können Vorbilder für Wohngebiete am Rand der Städte abgeben.

Die Gartenstadt E. Howards ist nicht nur als Bauform, sondern auch als sozialökonomische Konstruktion ein Gegenbild zur modernen kapitalistischen Großstadt. Sie ist keineswegs bloße romantische Wiederbeschwörung der Vergangenheit. Aber natürlich steht doch die alte, stabile, wirtschaftlich selbständige Kleinstadt mit eigenem ländlichen Umland Pate. Howard orientiert sich an den traditionellen englischen Reihenhausern, die eine mittlere Verdichtung implizieren. Mietskasernen werden abgelehnt. Aber er schlägt auch nicht Stadtgebiete vor, die aus lauter freistehenden Einfamilienhäusern bestehen. Seine Nachahmer in Deutschland, die in Wahrheit nur »Gartenvorstädte« schufen, haben das mißverstanden.

Diesen gemäßigt konservativen Stadtreformen, ebenso jenen Reformbewegungen, die eine Umgestaltung unserer nunmehr industriell hergestellten Gebrauchswelt anstreben, indem sie sich auf alte handwerkliche Erfahrungen berufen, insbesondere auf die Schlichtheit des alten Handwerks (Deutsche Werkstätten Dresden Hellerau, Werkbundtradition etc.) verdanken wir sehr viel. Man darf die Worte der Vertreter jener Generation nicht auf die Goldwaage legen. In ihrer Leidenschaft lassen sie sich mitunter zu unüberlegter generalisierender Zivilisationskritik hinreißen. Ihre Aussagen über die Gesellschaft und ihre Zukunft sind häufig naiv und sehr rückwärts gewandt.

Mit der Kapitalismus-Kritik des Marxismus haben sie sich meist nicht auseinandergesetzt. Immerhin findet man kompetente Kritik an kapitalistischer Vermarktung des Bodens, an ungehinderter Grundstückspekulation und Vorschläge zu genossenschaftlichen Konstruktionen, die heute noch aktuell sind, und sich partiell ja auch in die Praxis haben umsetzen lassen. Dieser Generation, die der Historiker noch vor dem Bauhaus ansiedeln wird, obwohl einige ihrer Vertreter später beim Bauhaus landeten (z. B. Gropius), ist es zuzuschreiben, daß man seit ca. 70 Jahren, wenn man nur wollte, handwerklich solide, obschon industriell hergestellte Tische, Stühle und Schränke kaufen konnte, ohne modischen Firlelfanz, und die so aussahen wie eben »eigentlich« Tische, Stühle und Schränke aussehen und die, ohne zu wackeln, ihre Dienste über Jahrzehnte tun.

Ein gutes Beispiel für dieses Bestreben ist die Möbelerie WKS 1, die Anfang der fünfziger Jahre auf den Markt kam. Es sollten – WKS heißt Werk-Kunst Sozial – preiswerte Möbel sein, die auch für Flüchtlinge und Ausgebombte, die alles verloren hatten, erschwinglich sind. Dies war auch der Fall. Noch billigere Möbel waren meist unsolide gefertigt. WKS-Möbel waren schlicht, formschön, solide, unterschieden sich wohlthuend von dem sog. »Gelsenkirchener Barock«, trugen aber auch keine aggressive Modernität zur Schau. Vielmehr vermittelten sie vielen den Eindruck: Dies ist ein »richtiger Tisch«, so »muß ein Schrank aussehen«. Er kann sich neben einem alten Bauernschrank behaupten, ohne daß er bewußt »Bauernmöbel« imitiert.

Diese Möbel wurden natürlich fabrikmäßig hergestellt. Aber in der Möbel-Industrie der fünfziger Jahre gab es noch starke handwerkliche Elemente und viel Handarbeit. Sie waren erschwinglich auch wegen der damals niedrigen Löhne. Später ergriffen moderne Technologie und Lohnsteigerungen auch die Möbelindustrie. Die WKS 1 Serie war aber offensichtlich, so wie sie entworfen war, nicht auf modernere Fertigungsmethoden umzustellen. Da jedoch die Löhne auch in der Möbelindustrie stiegen, verteuerte sie sich zusehends. Aber sie blieb auf dem Markt. Sie fand auch nach vielen Jahren noch Käufer. Ihre alten Anhänger ergänzten mit diesen Möbeln ihren Bestand. Sie schätzten trotz aller schwankenden Möbel-Moden immer noch ihre Formschönheit, Zweckmäßigkeit und Solidität und zahlten, da auch sie inzwischen ein höheres Einkommen hatten, geradezu Luxuspreise. Liegt hier so etwas vor wie ein »zeitloser Stil«? Sicherlich nicht. Aber könnte es so etwas geben?

Vermutlich hat manchen Vertretern des Werkbundes, oder auch den Innenarchitekten

von Hellerau, und den Schöpfern der ersten WK-Serien so etwas vorgeschwebt. Aber natürlich waren auch sie Kinder einer bestimmten geschichtlichen Epoche. Es war ihnen nur geglückt, ihr epochales Selbstverständnis auszuweiten und vernünftig zu definieren, und weder dem Druck rasch wechselnder Moden nachzugeben, noch auch aus Bildungsbeflissenheit zum Knecht der Vergangenheit zu werden, auch wenn man an abgerissene Fäden handwerklicher Tradition wieder anzuknüpfen versuchte.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, das Selbstverständnis dieser Architekten und Designer auf den Charakter ihres Verhältnisses zur Geschichte hin zu untersuchen, insbesondere im Hinblick auf die bewertenden Zeitstrukturen, in denen sie denken. Sicher muß man auch ihre verbalen Äußerungen ernstnehmen. Zugleich muß man aber im Auge behalten, daß bildende Künstler, Architekten und Möbelgestalter sich mit verbaler Artikulation oft schwer tun. Wenn sie reden, geraten sie leicht in die Fußangeln herrschender Ideologien und Moden. Vermutlich war manches, was Tessenow sagte, konservativer als das, was er tat. In den Werken jener Epoche zeigt sich deutlich das Bemühen, auf eine besinnliche Weise zeitgemäß zu sein, d. h. den Bedürfnissen der Epoche gerecht zu werden, aber die Lektionen, die die Geschichte erteilt, nicht zu vergessen, bzw. wieder neu zu lernen.

c) Funktionalismus

Man kann die eben behandelte Richtung auch als eine Vorbereitungsphase der »eigentlichen« Moderne ansehen. Aber man soll auch auf ihre Eigenständigkeit achten, nicht zuletzt wegen ihres offenen und vielfach verständigen Verhältnisses zu Traditionen, darunter auch solchen regionaler, volkstümlicher und ländlicher Art. Dies unterscheidet sie zweifellos von jenen Modernen im engeren Sinne, die ich jetzt – zweifellos sehr summarisch – unter den Typus »Funktionalismus« subsumiere. Ich vereinfache jetzt bewußt. Obwohl wir hier dieselben Motive finden, wie schon seinerzeit beim Jugendstil und etwa dem frühen Werkbund (oft sind es ja dieselben Personen, die sich im Laufe ihres Lebens weiterentwickelt haben), liegt doch jetzt ein grundsätzlich anderes Verhältnis zur Vergangenheit vor. Wir entdecken einen radikalen Modernismus, der versucht, alle Bindungen an die Vergangenheit zu kappen. (Allerdings sagte Le Corbusier einmal selbstkritisch: Man steht auf den Schultern und sagt nicht »danke schön«.)

Freilich ist die Vergangenheit, gegen die man sich auflehnt, nicht die Baugeschichte insgesamt, sondern vor allem das, was sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etabliert hatte: Vor allem das beliebige, platte Imitieren vergangener Stilperioden, ferner die Fassaden-Architektur, d. h. eine Bauweise, die zwar durchaus moderne technische Mittel (Stahlträger, Beton usw.) akzeptiert, aber sich geniert, sie zu zeigen, die sich auch von der modernen Ökonomie einschließlich ihrer Rücksichtslosigkeiten gegen sozial Schwache leiten läßt (Mietskasernen mit Beletagen im Vorderhaus und trostlosen Hinterhöfen). Ein Hauptvorwurf ist, daß zwischen dem Funktionssystem und der sichtbaren

Form keine Entsprechung mehr besteht. Dies führt zu dem zweiten Motiv. Das ästhetische Mißbehagen an dem Auseinanderfallen von Form und Funktion ist Ausdruck für eine grundsätzliche moralische und letztenendes politische Kritik.

Dieses bürgerliche Zeitalter, das es fertigbringt, auf der Basis der Verfügung über moderne technische Mittel Wohnungselend hinter prunkvollen Fassaden zu verbergen, ist – so meint man – überhaupt verlogen. Die Architektur soll ehrlich werden und nichts verschleiern, freilich auch zur Schaffung sozialer Verhältnisse beitragen, an denen man nichts zu verschleiern braucht, zu denen man sich vielmehr bekennen darf, und sei es, weil es gelungen ist, für die Massen der ärmeren Bevölkerung eine »Minimalwohnung« zu schaffen, d. h. wenigstens die für sie gerade noch erschwingliche Wohnung, die nicht menschenunwürdig ist.

Dieses moralische und sozialreformerische Pathos wird von neueren Kritikern des Funktionalismus oft übersehen oder vergessen.⁷ Sie unterstellen den Funktionalisten gern einen unreflektierten Glauben an die moderne Technik. Und da der technische Fortschritt bei uns unter kapitalistischen Vorzeichen stattgefunden hat, ist man mit der Abstempelung der Funktionalisten als Handlanger des Kapitalismus schnell bei der Hand. Vor allem Th. Hilpert hat in seinem Buch über »Die funktionelle Stadt« deutlich gemacht, daß die ältere Funktionalisten-Generation durchaus gesellschaftspolitisch engagiert war und gelegentlich zu sozialistischen Ideen neigte, allerdings auch die Möglichkeiten einer rigiden zentralistischen Planung von oben überschätzte. Es fehlt der Sinn für soziale Interaktionsbeziehungen in der Öffentlichkeit und für Gruppenbildungen, die auch in einer modernen Großstadt das Alltagsleben bestimmen, und damit auch ein Verständnis für den aktiven Beitrag, den Bürger einer Stadt zum Entstehen des Sozialgefüges »Stadt« beisteuern. Überhaupt bleiben die Vorstellungen über das soziale Leben in Städten abstrakt und unvollständig. Da die Stadt des von der Technik beherrschten Industriezeitalters in jedem Fall ganz anders ist als die vorindustrielle Stadt, dachte man auch nur wenig darüber nach, wie städtisches Leben früher funktioniert hat und ob man daraus etwas lernen kann.

Es gibt also schon Gründe für eine Funktionalismuskritik. Um dies aber präzise zu erfassen, müssen wir noch einmal auf den Begriff des Funktionalismus und das Selbstverständnis der Funktionalisten eingehen. Der radikale Modernismus – auch die Traditionsfeindlichkeit – erklärt sich wie gesagt einmal aus dem Feindbild: aus der Ablehnung der verlogenen historisierenden Bauweise des späten 19. Jahrhunderts. Sucht man nun nach einer positiven Formulierung dessen, was die Funktionalisten wollten, so gerät man auf den bekannten Satz von Sullivan: »Form follows function.« Interpretiert man diese Formel vorsichtig, so meint sie: Nur diejenige Form ist legitim, die dem Funktionssystem des

⁷ Vgl. H. Berndt / A. Lorenzer / Kl. Horn, *Architektur als Ideologie*. Frankfurt 1968; anders jedoch Th. Hilpert, *Die funktionelle Stadt, Le Corbusiers Stadtvision – Bedingungen, Motive, Hintergründe*, Braunschweig 1978.

Bauwerks entspricht. Dieses genießt im Handeln des Architekten sowohl zeitlich, wie auch strukturell einen Vorrang. Stilelemente, die mit dem Funktionssystem nichts zu tun haben, die von außen aufgeklebt werden und dieses verhüllen, sind künstlerisch schlecht, also wohl auch moralisch suspekt, insbesondere, wenn sie Fragwürdiges im Innern der Gebäude verhüllen. Hingegen hat ein Bauwerk, das transparent ist, das nichts verbirgt, weder wie es konstruiert ist, noch was in ihm stattfindet, gute Aussicht, auch ästhetisch befriedigend zu sein.

In der Tat können sparsame Stahlkonstruktionen eleganter sein als mollige Säulen, die ja doch meist nicht so gut geraten wie die des Parthenon. Lichtdurchflutete Hallen wirken erhebender als die überladenen Prachtsäle des späten 19. Jahrhunderts.

Von hier aus lassen sich freilich auch die Idiosynkrasien und die spezifischen Verfallsmöglichkeiten funktionalistischer Bauweise deutlich machen. So verständlich angesichts des Feindbildes das puristische, traditionsfeindliche, technikgläubige Sachlichkeitspathos ist, hatte es eigentlich Sinn, jedes Ornament abzulehnen? Zunächst sicher, solange sich das moderne Bauwerk gewissermaßen polemisch von einer historisierend gebauten Umwelt abheben sollte. Freilich verliert sich dieser Effekt, wenn ganze Stadtviertel entstehen, in denen die funktionalistischen Bauwerke unter sich bleiben. Dann entsteht schon leicht Langeweile und Eintönigkeit. Es gibt auch eine verfehlte Interpretation des Sullivan-Satzes, die besagt: »Das, was funktional in Ordnung ist, ist immer auch schön.« Das kann so aufgefaßt werden: Um formale Gestaltung braucht man sich nicht mehr zu kümmern. Diese Auslegung entspricht nicht der Ansicht Sullivans und ist auch weder theoretisch noch empirisch begründbar. Die schöne Form ergibt sich nicht von allein aus der Funktion oder ist mit ihr identisch. Das Prinzip der Priorität des Funktionssystems entbindet den Architekten nicht von gestalterischen Aufgaben. Daran haben sich die bedeutenden Architekten des Funktionalismus auch gehalten, teilweise vielleicht unbewußt. Ihre Epigonen mögen dies oft vergessen haben. Sie verdienen also Kritik.

Fatal ist ferner, daß schon frühzeitig das Prinzip »form follows function« von innen heraus ausgehöhlt wurde. Bestimmte Formelemente tauchen natürlich häufig auf, wenn man sich zur Priorität der Funktionalität in technischer Hinsicht bekennt und dies auch sichtbar werden läßt. Gradlinigkeit, Rechteckige Körper, rasterartige Fensterfronten deuten auf geometrisches Denken. Dieses signalisiert wiederum funktionale Rationalität. Entgegen dem eigentlichen Sinn des funktionalistischen Ansatzes können sich solche Formelemente aber verselbständigen: sie werden zu bloßen Stilelementen. Sie werden eingesetzt, um funktionale Rationalität zu symbolisieren. Ob sie aber wirklich diese ausdrücken, ist fraglich. Sie können sie sogar behindern.⁸ Diese verselbständigten Symbole

⁸ Mein Arbeitszimmer der Universität befindet sich in einem Gebäude, dessen Architekt offenkundig dem Ideal der durchgehenden Fensterbänder gehuldigt hat. Offenbar sollte dies an Gropius oder Mies van der Rohe erinnern. An solchen Fensterbändern ist natürlich kein Platz für Stützen, die das nächsthöhere Geschoß tragen. Dies wäre funktional vertretbar, wenn die stützenden Träger z. B. in

für Funktionalität werden schließlich zu einem verpflichtenden Formkanon, der überall draufgesetzt wird und die Langeweile vergrößert.

In Wahrheit hätte das richtige Verständnis des Sullivan-Satzes gerade die Phantasie beflügeln können. Nicht ohne Grund faszinieren uns die Stahlkonstruktionen von Brücken, Markthallen und Bahnhöfen aus dem 19. Jahrhundert. Ihre Erbauer standen abseits des Formkanons der akademischen Architektur (sie gehörten nicht dazu, dort konnten sie sowieso keinen Ruhm ernten). Andererseits waren sie aber auch noch nicht durch einen neuen akademischen Formkanon des Funktionalismus gefesselt. So entstanden dann ästhetische, originelle, funktionsorientierte Bauwerke wie die Firth of Forth-Bridge oder der Kristall-Palast in London.⁹

Man kann die berechtigte Kritik am Funktionalismus folgendermaßen zusammenfassen:

- 1) Zwar tut man dem Funktionalismus unrecht, wenn man ihm eine rein technizistische Orientierung unterstellt, die für soziale und gesellschaftspolitische Probleme blind gemacht habe und deshalb seine Vertreter in Abhängigkeit zu herrschenden Kräften gebracht hätte. Jedoch trifft es zu, daß die verschiedentlich vertretenen gesellschaftspolitischen Konzeptionen und die Vorstellungen über soziales Zusammenleben in einer städtischen Umwelt abstrakt und unvollständig waren. Daraus resultieren Fehler bei der Gestaltung städtischer Räume (z. B. Räume für städtische Öffentlichkeit) und im Wohnungsbau (Räume für private Existenz). Hinzuzufügen ist, daß die Epigonen des Funktionalismus die gesellschaftsbezogenen Denkansätze der Gründergeneration vielfach völlig vergessen haben.
- 2) Der radikale, traditionsfeindliche Modernismus hat daran gehindert, aus der Geschichte des Städtebaus und Wohnungsbaus zu lernen. Ein Verständnis für Bürgerhäuser des ausgehenden Mittelalters, für Bürgerplätze der früheren Neuzeit, für die immer noch geltenden Bedürfnisse des Fußgängers fehlte. Es fehlte an Verständnis für die Tatsache, daß man bis in die frühe Neuzeit hinein überwiegend Stadträume, nicht so sehr Baukörper geschaffen hat – all dies hätte man kopieren können, nicht um es zu

die Rückwand der außenliegenden Zimmer einbezogen wären. Statisch ist dies durchaus machbar. Der Architekt hat sich aber nicht von der herkömmlichen Vorstellung lösen können, die Statik etwa dort zu plazieren, wo sich die Außenwand befindet. So steht nun in jedem Zimmer 25 cm vom Fenster und Seitenwand entfernt ein viereckiger grauer Betonpfeiler, der die Nutzfläche und die Stellfläche der Zimmer, die ohnehin nicht groß ist, deutlich verringert. Der Architekt desselben hielt es vermutlich im Sinne eines funktionalistischen Stils für angebracht, allen Fenstern und den Glastüren an der Außenwand den gleichen, sehr schmalen Stahlrahmen zu geben. Dieser ist bei den Fenstern durchaus zweckmäßig, für die Türen, die stärker bewegt werden, zu schwach. Infolgedessen sind diese immer wieder reparaturbedürftig. Es gibt auch moderne Glastüren mit schmalen Stahlrahmen, an denen man sich leicht die Hände verletzt. Dies liegt daran, daß der Türgriff – aus Stilempfinden – auf den Rahmen gesetzt wird. Dadurch gerät er aber näher an die Türkante, als es sonst bei Türklinken üblich ist.

⁹ Vgl. die Ausstellung von W. Fischer »Verborgene Vernunft« in der »Neuen Sammlung, Staatl. Museum für angewandte Kunst«, München 1971.

kopieren, sondern um es sinnvoll unter neuen Umweltvoraussetzungen zu verwenden. Das wäre ein »Nutzen« und nicht ein »Nachteil der Historie für das Leben« gewesen.

- 3) Der Satz »form follows function« hätte eine teils weitere, teils präzisere Auslegung verdient. Zu den Funktionen, die eine Priorität vor der formalen Gestaltung beanspruchen, gehören natürlich nicht nur die technischen Funktionen der Konstruktion, sondern auch die Nutzungsfunktionen, wahrgenommen durch Menschen, die sich in einem Bauwerk oder zwischen einem Ensemble von Bauwerken bewegen und bestimmten Tätigkeiten nachgehen. Zu dem Funktionssystem gehören also auch die Menschen, die mit Bauwerken leben und sich auch in einer gebauten Umwelt orientieren müssen. Funktionsgerechtigkeit heißt dann auch, daß eine gebaute Umwelt entweder unmittelbar oder symbolisch das signalisieren muß, was die Menschen zur jeweiligen Definition ihrer Umwelt benötigen. Dies ist eine Minimalforderung für die Formgebung. Die Einbeziehung sozialer Funktionen in die Bauweise heißt nicht totale »Funktionalisierung« des gesellschaftlichen Lebens, wohl aber, daß eine gebaute Umwelt funktional zu sein hat im Rahmen des menschlichen Daseins, das seinerseits viele Dimensionen hat, die nicht in einem einzigen funktionalen Systemmodell unterzubringen sind. Wenn die Form der Funktion folgen soll, so heißt dies weder Identität von Funktion und Form, noch auch, daß die Form nur das enthalten darf, was die Funktion vorgibt. Die Funktionalisten hätten sich hier durch geschichtliche Beispiele belehren lassen sollen. Es gibt kaum eine Bauweise, die dem Ideal der Moderne ähnlicher ist als die des mittelalterlichen Fachwerkhäuses. Es handelt sich um einen zunächst streng funktionalen Skelettbau. Zu diesem hat man sich gern bekannt. Die Balkenkonstruktion wurde durch besondere Farbgebung sichtbar gemacht. Der mittelalterliche Hausbauer hätte sich aber niemals verbieten lassen, sein Haus mit Ornamenten oder auch durch zusätzliche Einfügung von Balken rein zu Schmuckzwecken zu verschönern. Sehr gern versah man die Enden der vorkragenden, jeweils das nächsthöhere Geschoß tragenden Balken mit Schnitzereien. Das Funktionssystem übte nicht ein puristisches Diktat aus; es war eine Herausforderung für ein Weiterbasteln im Dienste der Schönheit.
- 4) Zu einer Reduktion formaler Ausdrucksmöglichkeiten kam es schließlich durch die Kanonisierung einiger weniger Formelemente, wie sie nun einmal häufig bei funktionsorientierter Bauweise und moderner Bautechnik auftauchen. Indem diese zu einem verbindlichen Formkanon wurden, signalisieren sie zwar Funktionalität. In Wahrheit waren sie aber auf Gebäude draufgeklebt ähnlich den Renaissance-Fassaden wilhelminischer Mietshäuser. So wurde die funktionalistische Bauweise zum Gegenteil dessen, was sie ursprünglich sein wollte: zum blassen Fassaden-Stil. Das Ergebnis war jene Anhäufung von Kisten mit einförmigen horizontalen Fensterbändern.¹⁰

¹⁰ Die Langweiligkeit vieler Bürohäuser erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß ihre äußere Form in gar keiner Beziehung zu dem steht, was in diesen Gebäuden stattfindet. Das liegt einmal sicher darin, daß Büroarbeit, also die Arbeit mit Informationen, in geringerem Maße unabweisbare Bedingun-

Man darf die bedeutenden Wegbereiter des Funktionalismus nicht mit ihren Epigonen, die bei näherem Hinsehen mitunter das Gegenteil von dem praktizierten, was die Wegbereiter wollten, in einen Topf werfen. Generell kann man aber wohl beiden Gruppen vorwerfen, daß sie einem Modernismus huldigten, der in dieser Radikalität irrational ist, genauso irrational wie jenes konstitutive Dekadenzbewußtsein, von dem schon die Rede war. Dieser radikale Modernismus legt sich wie eine Sperre vor die Nutzbarmachung geschichtlicher Erfahrungen, die heutigen Menschen leicht zugänglich sind, manchmal sogar leicht abrufbar dem gesunden Menschenverstand zur Verfügung stehen. Diese Sperre erinnert an Zeitalterschemata, die das Erfahrungswissen überformen und einengen. Zwar tritt dieser Modernismus in säkularisierter Form auf, er beruft sich nicht auf Götter und Dämonen. Aber auch er kennt Tabus (keine Ornamente!).

IV. Bemerkungen zur Postmoderne

Rechtfertigt die jetzt vorgetragene Kritik den Entschluß zu einer Wende, zu einer grundsätzlichen Abkehr von der »Moderne« und zu Einleitung einer neuen Epoche? Die Bauten, die man heute zur sogenannten »Postmoderne« zählt, wirken zumeist nicht sehr überzeugend. Ich will mich auf wenige Bemerkungen beschränken. Es fällt auf, daß der Versuch, zu lebendigeren Baukörpern zu gelangen vielfach äußerlich bleibt und von Beliebigkeit gekennzeichnet ist, oft von Launenhaftigkeit. Gewiß: In unseren Breiten ist es Tradition, Häuser mit schrägen Dächern zu versehen. Aber wenn man sich schon auf eine Tradition besinnt, dann soll man sich auch an die Ästhetik der Dachschrägen erinnern, die Vielfalt erlaubt. Es gibt auch die zwar unbeabsichtigte aber in ihrer Vielfältigkeit ästhetisch reizvolle »Dachlandschaft« historischer Städte. Freilich nicht jede Dachschräge ist schön. Es gibt auch bewährte Proportionalitäten für das Verhältnis des überkragenden Schrägdachs zur Außenwand eines Hauses, an die man sich erinnern kann.

Diffus und willkürlich erscheint auch immer wieder die Weise, in der Anleihen bei früheren baugeschichtlichen Epochen gemacht werden. Zwar entlehnt man nicht einen

gen für die räumliche Umgebung festlegt, als z. B. die Maschinenanlagen in einer Fabrik. Hinzu kommt, daß man aber auch zu wenig über die Kooperations- und Distanzbedürfnisse von Menschen wußte, die an Schreibtischen, Schreibmaschinen usw. arbeiten. Es fehlte also an einer Herausforderung für eine auf Arbeit bezogene funktionale Raumgestaltung. So kommt es, daß wir immer wieder auf die gleichen langweiligen Kisten stoßen. Man denkt doch, es müßte sich von selbst ergeben, daß Bankgebäude anders aussehen müßten als Universitätsbauten und Rathäuser. Andererseits sehen Industriebauten, die sich an viel härtere räumliche Bedingungen in ihrem Innern anpassen müssen, oft viel interessanter aus, nicht selten schöner. Weil es eine stärkere Herausforderung gab, hat sich mancher Architekt auch formal etwas einfallen lassen.

ganzen Stil (so wie man ihn versteht), wie es die Baumeister vor 100 Jahren gemacht haben, aber man »zitiert« frei nach Wahl und Laune, wie im 19. Jahrhundert. Der Ausdruck »zitieren« ist verdächtig. In literarischen Texten hat das Zitat einen legitimen Platz. Im Vollzug des Lesens eines Textes läßt man sich kurz auf die Aussage eines anderen, evtl. älteren Autors ein und kehrt dann wieder zum Verfasser des Haupttextes zurück.

Es kommt hierbei auf die Zeitstruktur des Rezeptionsvollzuges an. Diese ist aber bei einem Bauwerk anders als bei einem Text. Ein Bauwerk bleibt stehen, es soll ja auch Dauerhaftigkeit signalisieren. Wir begegnen ihm immer wieder. Es hat einen festen Platz in unserem Alltag. Welche Funktion soll dann ein »Zitat« haben? Soll es geistreich sein? Was würden wir von Menschen halten, denen wir täglich begegnen, und die jedesmal dieselbe geistreiche Bemerkung machen. Oder die immer wieder den selben Witz erzählen? Manche der Zitate der Postmodernen sind ja witzig oder ironisch gemeint. Ein Witz lebt von seiner Kürze und seiner Einmaligkeit. Der Ablauf der Erzählung eines Witzes umfaßt eine kurze Einleitung, dann erfolgt schlagartig eine Pointe, danach folgt beim Rezipienten eine Nacharbeit, in der die Pointe ausgekostet wird und der Rezipient all das assoziiert, was bewußt in der Kürze des Witzes zwar gemeint, aber nicht ausgesprochen war. Dann ist Schluß. Folgt auf einen Witz gleich pausenlos eine Kette weiterer Witze, so wird es unerträglich. Noch schlimmer ist es, wenn ein Mensch immer wieder denselben Witz erzählt. Deshalb kann man auch nicht einen Witz bauen und damit ihm Dauerhaftigkeit verleihen. Bauen ist etwas anderes als Erzählen.

Bedenklich scheint auch die heute wieder aktuelle Neubelebung klassizistischer Vorbilder zu sein. Nicht die Tatsache, daß an bestimmte geschichtliche Bauperioden angeknüpft wird, ist verwerflich. Neoklassizismus ist auch nicht per se faschistisch. Auch in den Regierungsvierteln ehrwürdiger Demokratien wurde er praktiziert. Uns mag die anspruchsvolle Repräsentativität, das Imponiergehabe (noch dazu wenn es politische Herrschaft symbolisiert) am Klassizismus stören. Aber es ließe sich ja auch an eine Verwendung etwas bescheidener und schlichterer klassizistischer Bauformen denken. Diese hat es um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gegeben.

Fatal ist jedoch, daß die klassizistischen Platz- und Straßenanlagen meist für Anlässe und Benutzungsarten geschaffen worden sind, die anders als die unsrigen sind. Sie sind oft für Paraden geeignet, ferner für Menschen, die sich in Kutschen oder zu Pferde in gemessenem Tempo, aber schneller als Fußgänger bewegen, den Blick weit schweifen lassen und selbst posieren. Sie sind nicht fußgängerfreundlich. Auch für den Autoverkehr sind sie nicht optimal. Werden sie doch von Autos erobert, so drängen diese die Fußgänger an den Rand. Vor allem pflegen klassizistische Platz- und Straßen-Anlagen den selbständigen Baukörper zur Geltung zu bringen, vermitteln aber nicht die Geborgenheit, die Stadträume besitzen müssen, auch dann, wenn es sich um öffentliche Räume handelt. Das ideale Bauwerk der Klassizisten war anscheinend der isoliert und freistehende antike Tempel, d. h. ein Körper, der nicht in eine Umgebung eingebunden ist, sondern sich über

sie erhebt. Kam es in antiken Städten (z. B. in Tempelbezirken) zu einer Anhäufung solcher Gebäude, so entstanden nicht selten fragwürdige städtebauliche Situationen.¹¹ Sie können deshalb auch kein Vorbild für uns sein. Näheres zum Thema Plätze und Straßen kann man bei C. Sitte nachlesen, aber auch aus der neuerlichen Diskussion über die Platzanlagen an der Berliner Philharmonie entnehmen. Die alten Pläne von Scharoun zeigen, daß dieser noch wußte, was eine Piazza ist.

Die Betrachtung sog. »postmoderner« Entwürfe und Realisationen verstärkt in mir die Auffassung, es sei eigentlich richtiger, die sog. »Moderne« nicht pauschal zu verdammen und nun aus der hohlen Brust neue – lediglich ästhetisch konzipierte – Stilformen zu kreieren. Richtiger wäre es, die Modernen, und auch die Funktionalisten besser zu verstehen, als sie sich selbst verstanden haben. Das Funktionssystem dessen, was gebaut werden soll, in aller Breite (d. h. einschließlich der sozial zu vollziehenden Nutzungsfunktionen) zu analysieren und diese Rahmenbedingung für die Planung als Herausforderung für ein ästhetisches, über die reine Funktionalität hinausgehendes Gestalten zu verstehen, müßte eigentlich genügend Spielraum auch für die Phantasie offenlassen bzw. eröffnen. Dies schließt nicht aus, sondern sogar ein, die Baugeschichte erneut zu studieren und aus einem präziseren Verständnis der Geschichte, als es die frühen Historisten gehabt haben, konkrete, aber in neue Verhältnisse integrierbare Anregungen entnehmen.

Die alte, immer wieder diskutierte Frage, ob man etwas aus der Geschichte lernen kann oder nicht, läßt sich entscheiden. Man kann durchaus aus der Geschichte etwas lernen. Zwar trifft es zu, daß sich in der Geschichte nichts wiederholt. Es gibt aber Probleme, die sich wiederholen, und an deren Lösungsversuche man anknüpfen kann. Falsch ist es sicherlich, überlieferte Problemlösungen, womöglich mit allen Details, zu kanonisieren und für verbindlich zu erklären. In jedem Fall soll man versuchen, sich klarzumachen, vor welchem Problem der Architekt oder Städtebauer zu seiner Zeit gestanden hat. Hierbei benötigt man freilich Phantasie, denn die Quellen gestatten nur selten einen präzisen Einblick in seine tatsächliche Vorstellungswelt. Die methodische Askese, die der Historiker bei seiner wissenschaftlichen Arbeit an Quellen benötigt, ist hier unangebracht. Ein solches Sich-hinein-Denken in die Architekten und Städtebauer der Vergangenheit würde freilich diffus und unfruchtbar, wenn man sich nicht selbst über seine eigene Fragestellung klar wäre. Man kann nur dann aus der Geschichte etwas lernen, wenn man weiß, was man will.

Die Anwendung dieser Sätze ist freilich nicht einfach, wenn es um ästhetische Fragen geht. Es ist nicht leicht zu begründen, daß es angesichts des permanenten Stilwandels und der Stilvielfalt in der Vergangenheit epochal übergreifende ästhetische Werturteile oder gar Grundsätze geben kann. Jeder kunstgeschichtlich Interessierte bemerkt, daß er im Laufe

¹¹ Erst in hellenistischer Zeit wurden Tempelbezirke als ganze städtebaulich geordnet. Was entstand, waren monofunktionale sakrale Bezirke für geordnete religiöse Feste, aber nicht bestimmt für multifunktionales, flutendes urbanes Leben.

seines Lebens seinen Geschmack und damit auch seine Einstellung zu Kunstwerken der Vergangenheit ändert. Solche Erfahrungen scheinen einem totalen historischen Relativismus recht zu geben, der jede Vorliebe und Abneigung für subjektivistisch erklärt.

Auch wenn man in Diskussionen dann leicht in eine schlechte Position gerät, so sollte man sich nicht irremachen lassen. Wenn wir nicht davon überzeugt wären, daß manche Kunstwerke der Vergangenheit nicht nur im Rahmen des Geistes ihrer Epoche, sondern überhaupt gut sind und besser sind als andere, würde uns Kunstgeschichte wahrscheinlich nicht interessieren, auf jeden Fall wäre sie ein Meer, auf dem nur richtungslose Irrfahrten möglich sind.

Daß ein Gespräch über Epochen und Kulturen hinweg, welches auch ästhetische Bewertungen einschließt, möglich ist, ist eine schwer verifizierbare humanistische Überzeugung, an der man aber festhalten sollte. Auch der Denkmalschützer kann auf sie nicht verzichten, z. B. wenn er ein Zeugnis der Baugeschichte restaurieren soll, an dem mehrere Epochen herumgebaut haben. Welcher Epoche soll er den Vorrang geben? Der früheste Entwurf ist nicht immer der Beste. Er muß eine Wertentscheidung fällen. Erst recht gilt dies für Architekten, die Neubauten in historischer Umgebung entwerfen. Wenn sie sich z. B. das Ziel setzen, durch ihre Bauten einen »gelungenen« Bürgerplatz nicht »kaputt« zu machen, dann müssen sie ein Urteil darüber fällen, woran es liegt, daß dieser Platz »gelungen« war. Dieses Urteil ist in seinen letzten Hintergründen nicht völlig rational. Es sollte aber auch nicht so irrational sein wie die Etikettierungen, die sich aus mythischen Zeitalter-Schemata ergeben.

Die Rettung der Städte kann nicht dem Selbstlauf, etwa gar dem »Markt« überlassen werden, städtische Heimat entsteht nicht durch bloße Diskussion. Gerade weil die *innere* Freiheit der Städte und ihrer Bewohner durch den Zugriff riesiger Apparaturen, durch Einschaltung der Menschen in die Maschinerie aufs schwerste gefährdet ist, müssen räuberische *äußere* Freiheiten durch Gesetz eingeschränkt werden. Wo, wie in der Bundesrepublik Deutschland, der demokratische Rechtsstaat auf den Straßen außer Kraft ist, wo Bodenspekulation schamlosen Mißbrauch mit ökonomischer Freiheit treibt, muß der Gesetzgeber zerstörerische Scheinfreiheiten aufheben. Das geschieht am besten dadurch, daß unser Recht auf menschenwürdige Umwelt zum Menschen- und Verfassungsrecht erhoben wird; diese an sich selbstverständliche Maßnahme ist bis heute von den meisten Politikern nicht einmal erwogen worden.

Wolfgang Hädeke, Plädoyer für eine andere Stadt, in: Scheidewege. Vierteljahresschrift für skeptisches Denken 12 (1982), S. 43 f.

Erika Spiegel

Nachmoderne Architektur – Über die Umwandlung von Geschichte in Gegenwart

I. Vorbemerkung. II. Vorwurf des Historismus. III. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. IV. Architektur als Kunst. V. Architektur als Sprache. VI. Architektur und ihr »Ort«. VII. Geschichte als Gegenwart.

I. Vorbemerkung

Es ist heute schwieriger als je, die in einer gewissen »Opposition zur Moderne« entstandene Architektur der letzten Jahrzehnte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Die Bezeichnung »postmodern«, ohnehin eine aus der Literaturwissenschaft entlehnte Verlegenheitslösung, die ihre schnelle Verbreitung eher einem konzeptionellen und terminologischen Vakuum als ihrem semantischen Gehalt verdankt, ist zunehmend ins Abseits geraten. Zum einen, weil eines der wichtigsten Merkmale der sogenannten Postmoderne, die Vielfalt der Stile und Positionen, sich verfestigt und zu einer Akzentuierung der Unterschiede geführt hat. Mehr und mehr zunächst als »postmodern« eingestufte Architekten distanzieren sich von einem Etikett, unter dem sie weder ihr eigenes Verhältnis zur Moderne noch ihr Bemühen um eine neue Architektur wiederfinden. Zum anderen, weil das, was nach diesem Erosionsprozeß übriggeblieben ist, sich häufig auf einige oberflächliche Stilelemente reduziert – aufgesetzte Giebel, gläserne Erker, zweigeschossige Rundbögen, großflächige Sprossenfenster, »Überraschungseffekte« jeder Art –, die kaum mehr aussagen, als daß der Bauherr oder der Architekt es einmal anders machen wollte. Was auch immer die Architekturtheorie damit zum Ausdruck bringen wollte: die oder das »Postmoderne« droht diskreditiert zu werden, bevor die architektonische Entwicklung, die damit erfaßt werden sollte, Zeit und Gelegenheit gehabt hat, ihre experimentelle Phase zu überwinden und ein eigenes Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu finden.

In der Folge wird daher nicht von der »postmodernen«, sondern lediglich von der »nachmodernen« Architektur gesprochen. Dies ist zwar auch eine Verlegenheitslösung, und zudem eine Lösung, die eher noch weniger an semantischem Gehalt bietet. Die aber vielleicht gerade deswegen die negativen Assoziationen vermeidet, die den Begriff »postmodern« zunehmend überlagert und den unvoreingenommenen Blick auf das nun wirklich Neue und Andere verstellt haben. Was die Bezeichnung »nachmodern«, wie sie hier gebraucht wird, nach wie vor mit der Bezeichnung »postmodern« verbindet, ist die Beschränkung auf die Stilrichtungen, die sich bewußt von der klassischen Moderne

abgrenzen, wobei unter »klassisch« die Moderne verstanden wird, die gelegentlich auch als »Bauhaus«- oder »CIAM-Moderne« bezeichnet wird – nicht also die expressionistischen und organistischen Ansätze des Neuen Bauens, die etwa mit den Namen von Erich Mendelsohn und Hugo Häring verbunden sind.

II. Der Vorwurf des Historismus

Unter allen Aspekten der nachmodernen Architektur ist es der historische, der zumindest in der Bundesrepublik die meiste – und die meiste kritische – Aufmerksamkeit gefunden hat. Dabei ist der Begriff »historisch« ungenau. Es geht weniger um eine historische Einordnung der neuen Tendenzen in größere bau-, kultur- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge, als um eine Hervorhebung der historischen Stilelemente, die plötzlich allenthalben in Architekturzeichnungen und Wettbewerbsentwürfen auftauchen: der Portale und Arkaden, der Galerien und Rotunden, der Giebelfelder und Säulenreihen. Daß zur gleichen Zeit auch häufiger »regionalistisch« oder »anonym« gebaut wird, wird weit weniger beachtet. Die Säule ist es, auf die sich die Blicke richten.

Die erste große Herausforderung bildet der Wettbewerb um den Erweiterungsbau für die Staatsgalerie in Stuttgart 1977, den der britische Architekt James Stirling gewinnt: mit einem Entwurf, der dem Preisgericht vor allem durch eine räumlich reich gegliederte Eingangshalle und klar differenzierte Funktionsbereiche aufgefallen war, der von Kritikern und Kollegen aber alsbald als historistisch oder eklektizistisch eingestuft und mit deutlichem Mißfallen bedacht wurde. »Baukunst oder Machwerk?« – was in der Überschrift über einen Wettbewerbsbericht noch als Frage formuliert war, wird im Kommentar bereits als »leere Form«, als »mit der Verwendung historischer Stilzitate verbundenes Eingeständnis der eigenen Schwäche« gedeutet.¹

Weitere größere Anlässe, an denen sich die Kritik entzündet, sind 1980 wiederum ein Wettbewerb, der um das Wissenschaftszentrum in Berlin, der wiederum von James Stirling gewonnen wurde, und, im gleichen Jahr, die Erste Architektur-Biennale in Venedig, die unter dem Motto »La presenza di passato« stand. Mehr noch als bei der Staatsgalerie in Stuttgart hatte Stirling in Berlin, wie es hieß, »in die Kiste gegriffen« und den zu erhaltenden wilhelminischen Altbau mit einem Kranz von Gebäuden umstellt, in denen man Nachbildungen einer griechischen Stoa, eines römischen Amphitheaters, einer christlichen Basilika und eines italienischen Campanile zu erkennen glaubte, wenn notwendig, zu erweitern um eine mittelalterliche Bastion. Der Vorwurf, er habe den Bau als einen »Querschnitt durch die abendländische Baugeschichte« anlegen wollen, war dann auch schnell bei der Hand. Und die zwanzig »postmodernen« Architekten, die der Einladung des Leiters der Biennale, Paolo Portoghesi, gefolgt waren – von Robert Venturi über Ricardo Bofill bis zu Oswald Matthias Ungers – und seine »Strada Novissima« mit

zwanzig unterschiedlichen Fassaden gesäumt hatten, hatten – was hätten sie angesichts des Mottos der Ausstellung auch anders tun sollen? – nun in der Tat in die Kiste gegriffen und so viel an Formen und Farben daraus hervorgeholt, wie man braucht, um sich von je zehn Kollegen zur Rechten und zur Linken zu unterscheiden. Auch dieser »Zirkus Portoghesi« war bald in aller Munde.

Die Aufsätze und Kommentare, die in diesen Jahren in führenden deutschen Architekturzeitschriften erscheinen, konzentrieren sich denn auch in der Mehrzahl auf die historischen, historizistischen, eklektizistischen Tendenzen, die man in der nachmodernen Architektur zu erkennen glaubte, und die kaum je Gnade vor den Augen der Autoren finden. Von »Spielen mit der Geschichte« ist die Rede, von »kunsthistorischer Schattenbeschwörung«, von »Talmi-Historie«, von historischen Kulissen und Versatzstücken, deren sich (ansonsten phantasielose und effekthaschende) Architekten bedienen, von einer »Verpackung, die ihr Einwickelpapier aus der Vergangenheit kramt«. Offenbar war ein empfindlicher Nerv getroffen.

Wer die amerikanische Architekturszene dieser Jahre kennt, dem fällt auf, daß zur Illustration dieser harschen Kritik nur selten die Inkunabeln der amerikanischen – nun wirklich: Postmoderne herangezogen werden, die Piazza d' Italia von Charles Moore in New Orleans, auf der es von neonbeleuchteten Architraven und Säulen aus eingefärbtem Beton oder poliertem Stahl nur so wimmelt, das Paulownia House von Thomas Gordon Smith in Oakland, bei dem einer Art Nissen-Hütte ein Renaissance-Portal vorgeblendet ist, die dicke hölzerne Säule, mit der Venturi und Rauch eine abgeschrägte Ecke ihres Kunstmuseums in Oberlin geschmückt hatten; und auch nicht die Landhäuser des Engländers Quinlan Terry, der dabei schon seit langem alle denkbaren englischen Stilarten kombiniert und schließlich auch noch einem Luftschacht für die Londoner U-Bahn einen halb griechisch-halb römischen »Turm der Winde« übergestülpt hatte.

Was weit häufiger in die Texte eingeleitet wird, sind Skizzen und Abbildungen, die klassizistischen Vorbildern zu folgen scheinen: die Casa Tonini von Bruno Reichlin und Fabio Reinhardt in Torricella, bei der Palladio, die Studentenhäuser von Giorgio Grassi in Chieti, bei denen Weinbrenner Pate gestanden haben soll, das 180 m lange Laubenganghaus von Aldo Rossi in Gallatarese bei Mailand, dessen endlosen Reihen zweigeschossiger Stützen, bei nur zwei Obergeschossen, ein Hang zu leerem Pathos nachgesagt wurde. Für Beispiele nördlich der Alpen mußte man sich meist auf Entwürfe und Skizzen beschränken: die Entwürfe von Josef Paul Kleihues für die Landesgalerie Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf, von Oswald Matthias Ungers für das Museum Ludwig in Köln, die Skizzen von Rob Krier für die städtebauliche Gestaltung der Innenstadt von Stuttgart, von Leon Krier für das Wohnquartier La Vallette in Paris – fast alles Bauten oder Architekten im übrigen, die dem sogenannten Neuen Rationalismus zugerechnet werden.² Dieser Rationa-

¹ Baukunst oder Machwerk? Zum Wettbewerb Staatsgalerie Stuttgart, *Bauwelt* 68 (1977), S. 1390.

² Was sich heute Rationalismus nennt, hat eine wechselvolle Vorgeschichte. Der Begriff wurde zuerst von Adolf Behne benutzt, um bestimmte Prinzipien des Neuen Bauens, vor allem das Bemühen um

lismus war zwar »neu«, und seine Vertreter waren unverdächtig: die Brüder Krier waren Luxemburger, Kleihues und Ungers waren bei Kriegsende kaum 20 Jahre alt, Reichlin und Reinhardt sind Schweizer, Rossi ist erklärter Antifaschist. Aber bedienten sie sich nicht eines Formenkanons, der auch den faschistischen und nationalsozialistischen Diktatoren zur Legitimation und Demonstration ihrer Herrschaft gedient hatte? »Rationalismus: Restauration mit progressivem Schein«, so lautete denn auch der Titel eines Aufsatzes in der Zeitschrift »Bauwelt« im Juli 1978, in dem die Poetisierung des »Monumentalen, Pathetischen, Mächtigen«, die dem Rationalismus nachgesagt wird, in den Mittelpunkt der Kritik gestellt wurde.³

Den intellektuellen Höhepunkt, aber keineswegs den Schlußpunkt dieser Diskussion bildet ein Referat über »Moderne und postmoderne Architektur«, das Jürgen Habermas im November 1981 zur Eröffnung der Ausstellung »Die andere Tradition. Architektur in München von 1800 bis heute« gehalten hat.⁴ Habermas kennt die nachmoderne Architektur zwar zu gut, um sie insgesamt auf einen »traditionsbewußten Neohistorismus« festzulegen. Wenn und wo er aber darauf zu sprechen kommt, wie sie mit Geschichte umgeht, schließt er sich dem Historismus-Verdacht an. Er begründet ihn allerdings differenzierter. Der Rückgriff auf die Geschichte macht nicht nur »geschichtliche Überlieferungen in idealer Gleichzeitigkeit disponibel«, er erlaubt auch »einer unstillen, vor sich selbst flüchtenden Gegenwart eine Kostümierung in geliehenen Identitäten.«⁵ Die Flucht der Gegenwart vor sich selbst ist es auch, die die Verbindung zum politischen Neokonservatismus herstellt. »Dieser Traditionalismus ordnet sich dem Muster des politischen Neokonservatismus insofern ein, als er Probleme, die auf einer *anderen* Ebene liegen, in Stilfragen umdefiniert und damit dem öffentlichen Bewußtsein entzieht. Die Fluchtreaktion verbindet sich mit dem Zug zum Affirmativen: alles *übrige* soll bleiben, wie es ist.«⁶ Wenn auf die Geschichte zurückgegriffen wird, so dient dies also in erster Linie »kompen-

das Typische und die Norm, zu kennzeichnen. Er wurde sodann von einer Gruppe italienischer Architekten übernommen, die damit den Gebrauch rationaler Mittel in der Architektur, die Reduzierung auf wenige grundlegende Typen und den Verzicht auf individuelle Lösungen ausdrücken wollten. Da sie sich später dem Faschismus zuwandten, stieß Aldo Rossi, selbst alles andere als ein Faschist, auf empörten Widerstand, als er den Begriff 1973 in einem Buchtitel wieder aufleben ließ. Trotzdem hat sich der Begriff »Rationalismus« für eine Architektur durchsetzen können, die versucht, Architektur auf weitgehend objektive und ahistorische Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen. Dabei haben sich wieder Annäherungen an den Neo-Klassizismus ergeben. Die »rationalistischen« Architekten entwickeln aber mehr und mehr ihre eigenen Handschriften. Sie waren auch die ersten, die sich gegen die Einstufung als »postmodern« zur Wehr setzten. Vgl. auch J. Joedicke, *Architektur im Umbruch*, Stuttgart 1980, S. 196 ff.

³ E. Janofske, *Rationalismus: Restauration mit progressivem Schein*, *Bauwelt* 69 (1978), S. 976–978.

⁴ J. Habermas, *Moderne und postmoderne Architektur*, *Arch +*, Heft 61, Februar 1982, S. 54–59.

⁵ ebda., S. 55.

⁶ ebda., S. 59 (Hervorhebungen im Original).

satorischen Bedürfnissen«, die von den realen Problemen – die, wie Habermas wohl sieht, auch die klassische Moderne trotz ihres ungeheuren moralisch-ethischen Impetus nicht hatte lösen können – ablenken.

Die Neigung, in der nachmodernen Architektur in erster Linie historistische Tendenzen zu entdecken – und diese sogleich in einer bestimmten Richtung zu deuten – hat also vielfältige und vielschichtige Ursachen, die jedoch eine gemeinsame Wurzel haben dürften: eine in der deutschen geistesgeschichtlichen Tradition angelegte Schwierigkeit, ästhetisch-künstlerische Formelemente auch außerhalb ihres baugeschichtlichen Entstehungszusammenhangs zu denken, eine Schwierigkeit, die sich sowohl in der allgemeinen Überzeugung, daß jeder Blick in die Vergangenheit eine Beschwörung dieser Vergangenheit bedeutet, als auch in der Gewißheit, daß es je besondere Bedeutungszusammenhänge zwischen gegenwärtigen und vergangenen Formelementen gibt, niederschlägt.

Handelt es sich aber vielleicht gar nicht um einen Neo-Historismus? Unter allen Kommentaren dieser Jahre gibt es zwar einige, die bei der Historismus-Kritik nicht halt machen wollen, es gibt aber offenbar nur einen, vielleicht nicht zufällig den eines Historikers, der mit aller Entschiedenheit feststellt, daß, »wer in Venedig (und anderswo) von Historismus spricht, nicht richtig hingesehen hat«, und daß das, was an vielen neuesten Bauten als »historisches« Motiv vorkommt, weit entfernt von jedem Historismus ist. »Und eine vielzitierte Anspielung auf Palladio erweist sich als beziehungsreicher Ausdruck äußerster Distanz – alles andere als Neo-Palladianismus.«⁷ Wenn aber der Vorwurf des Neo-Historismus entweder überzogen ist oder überhaupt nicht greift, was bedeuten dann die Rückgriffe auf überlieferte Formen? Und: Wie sehen die nachmodernen Architekten selbst ihr Verhältnis zur Geschichte?

III. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Als im Jahr 1966 das Buch des amerikanischen Architekten Robert Venturi »Komplexität und Widerspruch in der Architektur«, das als erste große Programmschrift der nachmodernen Architektur bezeichnet worden ist, erschien, konnte es auf den ersten Blick in der Tat als baugeschichtliche Abhandlung erscheinen. Fast auf jeder Seite finden sich Abbildungen mehr oder weniger bekannter historischer Gebäude, meist aus der Zeit des italienischen Manierismus, des Barock und des Rokoko, aber auch ägyptische Tempelanlagen, frühchristliche Kirchen, Landhäuser von Lutyens, Bauten von Aalto, Le Corbusier und Scharoun, dazwischen apulische und emmentaler Bauernhäuser. Allerdings mußte schon das Fehlen einer jeden zeitlichen oder räumlichen Ordnung zu denken geben, das unmittelbare Nebeneinander des Apollotempels von Didyma, des Domes von Cremona, der Casa Güell von Gaudi und der Villa Stein von Le Corbusier. Venturi ging es offenbar nicht darum, stilgeschichtliche Entwicklungen zu verfolgen, unmittelbare Verbindungen

⁷ A. Hernandez, *Historismus, Der Architekt*, Heft 4/1981, S. 191.

zu seiner eigenen Arbeit herzustellen oder auch nur die Erinnerung an die »Zeugen der Vergangenheit« zu beleben. Was er wollte, war, mit Hilfe der Analyse und des Vergleichs die Aufmerksamkeit auf bestimmte Eigenheiten von Gebäuden zu lenken, auf die es ihm ankam: Maßstabssprünge, gestörte Symmetrien, verschobene Perspektiven, Gegensätze zwischen Innen und Außen – alles das, was ihm bei seiner Auseinandersetzung mit und Ablösung von einer als puristisch und puritanisch empfundenen Moderne wichtig geworden war und was er später in seine eigene Arbeit einzubringen versuchte. Wichtiger als die spezifischen Formelemente, die ihn interessieren, ist daher auch der allgemeine Bezug seines Rückgriffs auf die Geschichte zu seiner Tätigkeit als Architekt. Für diesen beruft er sich auf Henry-Russell Hitchcock, der einige Jahre zuvor im *Yale Architectural Journal* geschrieben hatte: »Wenn wir diesen oder jenen Aspekt früheren Bauens wieder neu einschätzen lernen, oder gar erst für uns entdecken, dann ganz ohne jeden Gedanken daran, diese Bauformen zu wiederholen, sondern vielmehr in der Erwartung, dadurch einer neuen, vielseitigeren Kreativität, die dennoch ganz dieser Gegenwart gehört, Anregungen zu geben.«⁸

Obleich dies erst Programm, nicht gebaute Wirklichkeit war: das Verhältnis zur Geschichte, das hier anklingt, ist ein anderes als das, was die Kritik und Interpretation später aus der nachmodernen Architektur herauslas. Geschichte ist weder Requisitenkammer noch Fluchtbürg, sie ist Gegenstand einer Auseinandersetzung, die ganz auf die Gegenwart bezogen ist und die die Verbindlichkeit von und das Anknüpfen an Traditionen, die eine kontinuierliche Zeiterfahrung voraussetzen, nicht kennt. Nur in diesem Sinne ist Geschichtliches in der Tat »in idealer Gleichzeitigkeit disponibel« geworden. Diese Auseinandersetzung geht also auch weit über das Pro und Contra eines unmittelbaren Rückgriffs auf die Geschichte, wie ihn der Historismus-Vorwurf im Visier hat, hinaus. Sie hat auch ganz andere Schwerpunkte, die allerdings, ob explizit oder implizit, in engem Zusammenhang mit einer spezifischen Zeiterfahrung, die jeweils das Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart *und* Zukunft betrifft, stehen.

So unterschiedlich die Akzente sind, die die nachmoderne Architektur im einzelnen setzt, so unterschiedlich auch die Formensprachen sind, in denen sie sich ausdrückt, in einigen grundsätzlichen Positionen, die zunächst das Verhältnis zur klassischen Moderne, sodann das Verständnis des eigenen Bauens betreffen, ist man sich weitgehend einig. Diese Positionen lassen sich in drei Leitsätzen zusammenfassen:

- Architektur erfüllt sich nicht in der möglichst reinen Darstellung technischer und konstruktiver Prinzipien – Architektur ist Kunst.
- Architektur erschöpft sich nicht in einer optimalen Zweckerfüllung – Architektur ist Sprache, architektonische Elemente sind Zeichen, die Bedeutungen vermitteln.
- Architektur ist nicht losgelöst aus Zeit und Raum – Architektur hat den »Kontext«, in dem sie steht, den »Ort«, an dem sie sich verwirklicht, zu berücksichtigen.

⁸ R. Venturi, *Komplexität und Widerspruch in der Architektur*, Braunschweig 1978, S. 17.

IV. Architektur als Kunst

Architektur ist Kunst. Sicher konnte niemand ernsthaft behaupten, die Klassiker der Moderne, allen voran Le Corbusier, aber auch Walter Gropius und Mies van der Rohe, hätten, bei aller Faszination durch Industrie, Technik und Maschine, Architektur nicht als *Baukunst*, sich selbst nicht als Künstler verstanden. »Gnade der Phantasie ist wichtiger als alle Technik, die sich immer dem Gestaltungswillen des Menschen fügt« – so hatte Gropius 1919 im »Neuen Baugedanken« erklärt und die »Bevorzugung des Schöpferischen« auch gleich zu einem der wichtigsten Grundsätze des Bauhauses erhoben.⁹ »Der Architekt verwirklicht durch seine Handhabung der Formen eine Ordnung, die reine Schöpfung seines Geistes ist« – so hatte Le Corbusier wenig später in »Vers une Architecture« seinem Credo Ausdruck gegeben.¹⁰ Und selbst Mies, zu Beginn einer der entschiedensten Vorkämpfer einer engen Synthese von Technik und Architektur, betont später zunehmend die Bedeutung des »Geistigen in der Architektur«. Trotzdem ist es gerade Mies, der mit seiner Devise »Weniger ist Mehr« nicht nur einer äußersten Reduktion der gestalterischen Möglichkeiten, sondern auch einem »Bauwirtschafts-Funktionalismus«¹¹ Vorschub leistet, der kaum noch einem Minimum an künstlerischer Phantasie und Individualität Raum gibt.

Dies ist es denn auch, wogegen sich eine jüngere Generation von Architekten in erster Linie auflehnt. Schon 1960 erklären Reinhard Gieselmann und Oswald Matthias Ungers in ihrem Manifest »Zu einer neuen Architektur«: »Architektur ist partielle Schöpfung. Jeder schöpferische Vorgang aber ist Kunst. Ihm gebührt der höchste geistige Rang. Technik ist Anwendung von Wissen und Erfahrung. Technik ist nicht Kunst.«¹² Die Bedeutung des Schöpferischen – später immer häufiger des »Kreativen« – gehört zu sehr zum Selbstverständnis des Architekten als Künstler und der Architektur als *Baukunst*, als daß diese Forderung lange Kontroversen ausgelöst hätte. Ins Zwielicht geriet sie allenfalls dann, wenn – zum Beispiel – unter dem Deckmantel der Kunst Wohnungsgrundrisse beliebig verzerrt und Bewohner, die keine Wahl hatten, gezwungen wurden, sich der künstlerischen Freiheit eines »kreativen« Architekten unterzuordnen.

Aber was bedeutet in diesem Zusammenhang »Kunst«? Hält das bereitwillige Eingeständnis, daß Architektur in jedem Falle Kunst sei, nicht Fallstricke bereit, deren Gefahren so jedenfalls kaum jemand gesehen hatte? Dies betrifft weniger den traditionellen Kunstbegriff, der immer auf die »gestaltende Tätigkeit des schöpferischen Menschengesistes«

⁹ Gropius / Taut / Behne, *Der neue Baugedanke*, in: U. Conrads (Hrsg.), *Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts*, Gütersloh u. a. 1964, S. 44; W. Gropius, *Manifest und Programm des Staatlichen Bauhauses Weimar*, ebda., S. 48.

¹⁰ Le Corbusier, *Ausblick auf eine Architektur*. Leitsätze, in: U. Conrads (s. A 9), S. 56.

¹¹ H. Klotz, *Moderne und Postmoderne Architektur der Gegenwart 1960–1980*, Braunschweig / Wiesbaden 1984, S. 24.

¹² R. Gieselmann / O. M. Ungers, *Zu einer neuen Architektur*, in: Conrads (s. A 9), S. 158.

abgestellt und diesem damit eine gewisse Autonomie zugestanden hatte, als die Ergänzungen, die dieser Kunstbegriff in den letzten Jahrzehnten erfahren hat und die dem »schöpferischen Menschengestalt« gewissermaßen Auflagen machen. »Die Gegenwart versteht Kunst«, so heißt es, in deutlicher Anlehnung an die Zeichentheorie, in der Brockhaus Enzyklopädie, »als einen Vereinbarungsbegriff, der im Dialog zwischen Hersteller und Empfänger ermittelt wird. Kunst hat Sprachcharakter. Das Aufschlüsseln ihrer Bedeutungsschichten und Gebrauchswerte setzt die Kenntnis der jeweiligen sprachlichen Konventionen voraus.«

Es kommt also nicht nur darauf an, daß der Künstler schöpferisch tätig ist und eine eigenständige Formensprache entwickelt. Das Kunstwerk, das er »herstellt«, muß, wenn es als solches zur Wirkung kommen soll, auch »ankommen«, das heißt: es muß sich einer Sprache bedienen, die dem »Empfänger« verständlich ist. Sprache aber ist eine soziale Institution; die Konventionen, die sie voraussetzt, können nur in längeren Zeiträumen entwickelt und nicht von heute auf morgen geändert werden. Wenn also auf Seiten des »Herstellers« von Kunst, hier: des Architekten, »schöpferische Kunst ohne geistige Auseinandersetzung mit der Tradition nicht denkbar ist« – auch dies ein Satz aus dem Manifest von Gieselmann und Ungers¹³ – so kann sich auch der »Empfänger« zunächst nur auf eine Formensprache, oder zumindest Elemente einer Formensprache, stützen, die ihm aus eigenem oder überliefertem Gebrauch geläufig ist. Gerade ein Kunstbegriff, der auf den »Dialog zwischen Hersteller und Empfänger« abzielt, kann also sprachliche oder formale Konventionen, die überhaupt erst diesen Dialog ermöglichen, nicht außer acht lassen. Und wenn der Künstler seinerseits Traditionen gewissermaßen transzendieren, sie in eine »neue, vielseitigere Kreativität, die ganz dieser Gegenwart gehört«, umsetzen will, muß auch sein Partner die Möglichkeit haben, das Alte neu zu sehen und es ganz auf seine eigene Gegenwart zu beziehen. Die Art und das Ausmaß, in dem Vergangenes in Gegenwärtiges umgesetzt wird, ist allerdings heute mehr als je spezifischen Bedingungen unterworfen.

V. Architektur als Sprache

Die Forderung, daß Architektur Kunst zu sein habe, steht also, jedenfalls nach dem heutigen Kunstverständnis, auch in objektivem Zusammenhang mit der Forderung, daß Architektur Sprache zu sein und als solche Bedeutungen zu vermitteln habe. Das Verständnis von und die Forderung nach einer Architektur, die Bedeutungen vermittelt, steht denn auch im Mittelpunkt aller Definitionen und Begriffsbestimmungen, die der »postmodernen« Architektur genauere Konturen zu geben versuchten. Hierbei waren die Architekturkritiker und -theoretiker zunächst den Architekten voraus. Schon Goldberger hatte den Begriff »postmodern« vor allem für eine an Symbolen und (historischen) Anspielungen

¹³ ebda., S. 158.

reiche Architektur verwandt. Charles Jencks will ihn nur für solche Architekten gelten lassen, »die sich der Architektur als einer Sprache bedienen«.¹⁴ Heinrich Klotz sieht das »leitende Prinzip« der postmodernen Architektur darin, daß »ein Bau wieder zu einem Gestaltungsanlaß werden kann, der nicht nur Fakten und Nutzungsprogramme berücksichtigt, sondern auch poetische Vorstellungen aufnimmt und dichterische Stoffe gestaltet«, und daß Bauten »nicht länger nur Funktionsbehälter und Konstruktionswunder (sind), sondern Darstellungen von symbolhaften Gehalten und bildnerischen Themen: ästhetische Fiktionen, die nicht abstrakt »reine Formen« bleiben, sondern *gegenständlich* in Erscheinung treten«.¹⁵

Daß derartige Forderungen nach einer »architecture parlante« in einer Zeit, in der es einen einheitlichen und verbindlichen Kanon kultureller Normen und Vorstellungen nicht mehr gibt, zu einer kaum noch übersehbaren Vielfalt von Sprachen und Stilen führen muß, wurde wohl gesehen, aber nicht nur in Kauf genommen, sondern – dies wieder vor allem von Charles Jencks – zu einem weiteren konstituierenden Merkmal der postmodernen als einer »pluralistischen Architektur« erklärt. Und obwohl gerade die »praktizierenden« Architekten die damit verbundenen Gefahren wohl sahen – Richard Meier hat in diesem Zusammenhang einmal von einem »Geschnatter von Stilen« gesprochen –, so waren sie sich doch im Hinblick auf den Sprachcharakter der Architektur mit den Theoretikern einig. Paolo Portoghesi beruft sich auf Le Corbusier, Frank Lloyd Wright und Walter Gropius, wenn er fordert, daß man »um jeden Preis darauf zurückkommen müsse, wieder symbolische Formen zu verwenden«,¹⁶ Josef Paul Kleihues sieht in einem »Bemühen um eine über vordergründige Zweckrationalität hinausgehende Architektur als *Ausdrucks-, Bedeutungs- und Verständigungsmittel*« einen der wichtigsten Aspekte aller künstlerischen Anstrengungen.¹⁷ Oswald Matthias Ungers spricht zwar lieber von einer »Thematisierung der Architektur«, aber auch für ihn ist »ein Bauwerk ohne ein Thema, ohne eine tragende Idee« ohne Sinn, ohne Bedeutung, es dient lediglich »in trivialer Weise der Erfüllung von Bedürfnissen«.¹⁸

Nun konnte wiederum niemand ernsthaft behaupten, die klassische Moderne sei ohne Bedeutungsgehalte, ohne Symbole, ohne Thema, sie sei schlicht sprachlos gewesen. Auch die nicht- oder sogar anti-expressionistische Moderne vermittelte eine Botschaft, wie sie suggestiver und dramatischer nicht gedacht werden konnte. Schon die unerbittliche Reduktion der formalen und dekorativen Fülle der wilhelminischen Architektur auf glatte stereometrische Körper mußte als Fanal wirken: »Die leere weiße Wand war inhaltsreicher

¹⁴ Ch. Jencks, Die Sprache der postmodernen Architektur, Stuttgart 1980, S. 6.

¹⁵ H. Klotz (s. A 11), S. 17 (Hervorhebungen im Original).

¹⁶ Nach der Prohibition die große Freiheit. Frank Werner im Gespräch mit Paolo Portoghesi, Bauwelt 71 (1980), S. 1485.

¹⁷ J. P. Kleihues, ...möchte ich das Recht auch des Architekten auf Künstlernatur und Widerspruch zu bedenken geben, Bauwelt 69 (1978), S. 33 (Hervorhebungen im Original).

¹⁸ O. M. Ungers, Die Thematisierung der Architektur, Stuttgart 1983, S. 10.

als eine Kaskade von Ornamenten.«¹⁹ Und dieses Fanal signalisierte keineswegs nur die radikale Abkehr von den zunehmend als unecht und verlogen empfundenen Baustilen des 19. Jahrhunderts, es signalisierte auch das Heraufkommen einer neuen Zeit, mehr noch: eines neuen Zeitalters, des Maschinenzeitalters. Es ging nicht nur um die »Reinigung und Auskehr« der Vergangenheit, es ging um die Vision einer Zukunft, in der eine »glühende, kühne, weit vorausseilende Bauidee . . . eine glücklichere Zeit, die kommen muß, erfüllen soll«,²⁰ eine glücklichere Zeit und einen neuen, glücklicheren Menschen.

Der »Symbolverfall« der klassischen Moderne, das Hineingleiten in Phantasie- und Gedankenlosigkeit, in Eintönigkeit und Öde – bis daß »Wohnblocks aussehen wie Schulen, Schulen wie Verwaltungsgebäude und Verwaltungsgebäude wie Fabriken«²¹ –, ist zur Genüge beschrieben und beklagt worden. Aber: auch als die Symbole der klassischen Moderne noch Symbole waren, sind sie da verstanden worden? Als Adolf Loos eine seiner ersten Villen in Hietzing bei Wien gebaut hatte, erregte sie, nach seinen eigenen Worten, »allgemeines kopfschütteln. Man meinte, daß eine solche bauweise wohl in Algier am platze wäre, nicht aber in Wien.«²² Es ist also nicht nur der boshaften Erfindungsgabe des Zeichners zuzuschreiben, wenn später auf einer Nazi-Karikatur die Weißenhof-Siedlung in Stuttgart als orientalische Stadt erscheint, zwischen deren flachen Dächern und schmucklosen Wänden Araber und Kamele herumlaufen. Wie und woran hätten Nachbarn und Spaziergänger auch die »Ästhetik des Maschinenzeitalters« erkennen können? Die orientalische Stadt war ihnen jedenfalls aus Reiseberichten bekannt.

Damit wird bereits die gesamte Problematik einer Architektur, die auf die Vermittlung von Bedeutungsgehalten ausgerichtet ist, deutlich. Eine Problematik, die von den Protagonisten der Postmoderne höchstens am Rande gesehen wird. Daß es Verständigungsschwierigkeiten geben könnte, hatte nur Charles Jencks zum Thema gemacht. Er hatte diese Verständigungsschwierigkeiten allerdings auf schichtspezifische Unterschiede beschränkt. Ausgehend von der These, daß es einer der entscheidenden Fehler der modernen Architektur gewesen sei, daß sie sich nur an eine Elite richtete, machte er der postmodernen zur Auflage, will sie überhaupt nur als solche anerkennen, wenn sie sich zumindest an zwei Bevölkerungsschichten gleichzeitig wendet, an »Architekten und eine engagierte Minderheit, die sich um spezifisch architektonische Probleme kümmern, sowie die breite Öffentlichkeit und die Bewohner am Ort, die sich mit Fragen des Komforts, der traditionellen Bauweise und ihrer Art zu leben, befassen«.²³ Die Voraussetzung hierfür sieht er in dem, was er eine »Doppelkodierung« nennt, eine Doppelkodierung, »die sowohl die Elite wie

¹⁹ H. Klotz, S. 19 (s. A 11), S. 19.

²⁰ Gropius / Taut / Behne, Der neue Baugedanke, in: U. Conrads (s. A 9), S. 43.

²¹ R. Gieselmann / O. M. Ungers, in: U. Conrads (s. A 9), S. 158.

²² A. Loos, 1870–1933, Raumplan – Wohnungsbau. Ausstellung der Akad. der Künste 4. Dezember 1983 bis 15. Januar 1984, S. 156.

²³ Ch. Jencks (s. A 14), S. 6.

den Mann auf der Straße anspricht«.²⁴ Schon das Vorhandensein unterschiedlicher Interessenlagen und Verständnisebenen kann also den »Dialog zwischen Hersteller und Empfänger« behindern. Was aber geschieht, wenn Bedeutungen vermittelt werden sollen, für die überhaupt noch kein Kode existiert?

Die Zeichentheorie hatte stets darauf hingewiesen, daß Zeichensysteme nur dann Verständlichkeit beanspruchen können, wenn sie sich auf vorhandene und erprobte Codes stützen, und daß neue Zeichen – und das heißt auch: neue Bedeutungsgehalte – nur dann vermittelt werden können, wenn sie sich zumindest zum Teil an vorhandene Codes anlehnen, mit gewissen Hinweisen allerdings, wie die »alten« Zeichen während des »Empfanges« umgedeutet, uminterpretiert, allmählich mit neuen Bedeutungsgehalten gefüllt werden können. Wer also die Forderung stellt, Architektur müsse (wieder) Bedeutungen vermitteln, der kann nicht umhin, sich zunächst vorhandener Zeichen zu bedienen, sich – und dem »Empfänger« – dabei aber die Chance zu geben, sie umzudeuten. Nur auf dem Hintergrund des Vertrauten kann das Neue erkannt werden.

Die nachmoderne Architektur hat sich vor allem dreier Zeichensysteme bedient, um »Bedeutungen« zu vermitteln,

- des historischen,
- des lokalen oder regionalen,
- des »banalen« und »gewöhnlichen«.

Dabei hat das historische Zeichensystem, wie wir gesehen haben, die meiste Aufmerksamkeit gefunden – und die meisten Mißverständnisse ausgelöst. Mißverständnisse, die vor allem dadurch entstanden sind, daß für einen echten Rückgriff auf historische Formen und Bedeutungsgehalte gehalten wurde, was offenbar nur Vorwand für ganz andere Mitteilungen war. Der Vorwurf des Historismus jedenfalls greift zu kurz. Wer im 19. Jahrhundert »historistisch« – ob klassizistisch, gotisch, barock, vielleicht sogar romanisch – baute, der wollte damit nicht nur formale, sondern auch inhaltliche Assoziationen wecken, ob sie nun tatsächlich mit den einzelnen Stilepochen verbunden oder nachträglich in sie hineininterpretiert worden waren. Gotik oder Romanik standen für christliche Frömmigkeit, Klassik und Renaissance für Macht und Würde, Barock für Kunstgenuß und Lebensfreude. Davon findet sich heute kaum noch eine Spur.

Als James Stirling anlässlich seines Entwurfes für das Wissenschaftszentrum Berlin gefragt wurde, was denn die griechische Stoa, das römische Amphitheater, die christliche Basilika und der italienische Campanile mit den verschiedenen Funktionen des Gebäudekomplexes, der mehrere Institute, eine gemeinsame Bibliothek, die Verwaltung aufnehmen sollte, zu tun habe, und was mit Berlin, zog er, leicht amüsiert und nicht ohne Ironie, Stoa, Amphitheater, Basilika und Campanile von ihren Podesten und sprach statt dessen von Riegel, Halbkreis, Kreuz und Turm und davon, daß es sich dabei um abstrakte Formen handele, die er nur um der Vielfalt und Abwechslung willen zusammengefügt habe. Wenn

²⁴ ebda., S. 8.

nun jemand historische Assoziationen damit verbinden wolle, nun gut, dagegen habe er nichts. Schließlich stünden auch in weniger zerstörten Städten Gebäude aus verschiedenen Epochen nebeneinander, und dem zerstörten Berlin könne dies wohl allemal nicht schaden. Stirling war zu sehr Brite und zu sehr Architekt, um dem längere Erläuterungen, was denn nun seine eigentliche »Botschaft« sei, anzufügen. Das Gebäude selbst wird es vielleicht erweisen.²⁵

Aber auch der Vorwurf faschistoider Tendenzen, wie er der rationalistischen Architektur gemacht wird, gewinnt unter diesem Aspekt ein anderes Gesicht. Kann eine Formensprache, deren sich die griechische Polis, das römische Kaiserreich und die junge amerikanische Demokratie gleichermaßen bedient haben, nur deswegen in Mißkredit geraten, weil sich auch Diktatoren ihrer bemächtigten? Und das in einer Zeit, in der sich »die Macht« bereits in ganz anderen Gehäusen niedergelassen hat, in zartgliedrigen Türmen, durchsichtigen Scheiben, abgewandelten Wohnmaschinen oder auch flachen Schalen. Den »Herstellern« dieser Architektur ist also sicher nicht zu unterstellen, daß sie Zeichen der Herrschaft reproduzieren wollten. Ob allerdings die »Empfänger« sich über die jeweils letzte Bedeutung hinwegsetzen können, vor allem, wenn sie deren Zeitgenossen waren, wird nicht zuletzt davon abhängen, welche Möglichkeiten der Umdeutung und Uminterpretation sich ihnen anbieten.²⁶

Die Anknüpfung an lokale oder regionale Zeichensysteme hat weit weniger kritische Aufmerksamkeit gefunden – auch wenn die lokalen oder regionalen Zeichensysteme nicht weniger aus dem jeweiligen geographischen oder lokalen Zusammenhang herausgelöst, nicht weniger beliebig kombiniert, nicht weniger ihrer ursprünglichen Bedeutung entkleidet waren. Vielleicht deswegen, weil auch die klassische Moderne, die mit ihren historistischen Vorgängern so hart ins Gericht gegangen war, den toskanischen Villen und englischen Landhäusern und erst recht den ländlich-kleinstädtisch geprägten Vorstädten mit weit größerer Nachsicht begegnet ist. Vielleicht auch deswegen, weil Landschaft, wo sie nicht selbst zum Symbol nationaler Identität wird, weit weniger politisch ausdeutbar ist als Geschichte.

Im Prinzip ist das Verhältnis zu lokalen oder regionalen Stilen und Stilelementen heute jedoch nicht anders als zu historischen. Englische und skandinavische, österreichische und italienische, niedersächsische und oberbayerische Stilelemente sind, vor allem in Villen- und Einfamilienhausgebieten, in »idealer Gleichzeitigkeit disponibel«, und die »Bedeutungen«, die sie vermitteln, verfließen, wo sie nicht an die individuelle Herkunft oder

²⁵ F. Jaeger, Eklektizismus? Symbolik? Metapher? Fragen an James Stirling, *Bauwelt* 71 (1980), S. 1216.

²⁶ Mit welchen Problemen es verbunden ist, wenn man bereits von Zeitgenossen solche Uminterpretationen erwartet, hat Peter Eisenmann erfahren, als er bei einem Entwurf für einen Gebäudekomplex an der Berliner Mauer diese gewissermaßen symbolisch überhöht als Architekturelement benutzte – ein Konzept, das bei der Bevölkerung auf allgemeine Ablehnung stieß.

persönliche Erfahrungen der Bewohner anknüpfen, allenfalls zu einer aregionalen Regionalität.

Das dritte Zeichensystem, das in die nachmoderne Architektur eingegangen ist, ist das, was in vielfältigen, etwas unbeholfenen Umschreibungen als das des Alltäglichen, Gewöhnlichen, Banalen, gelegentlich auch des Volkssprachlichen (im Englischen »vernacular«) umschrieben wird. Es ist untrennbar mit dem Schlagwort »Lernen von Las Vegas« verbunden. »Lernen von Las Vegas« war der Titel eines Buches, in dem der gleiche Robert Venturi, der sich einige Jahre zuvor so eingehend mit der europäischen Baugeschichte auseinandergesetzt hatte, sich nun ebenso eingehend mit der amerikanischen baulichen Gegenwart auseinandersetzte.²⁷ Nicht mit der professionell-anspruchsvollen »hohen« Architektur, sondern mit einem Aspekt, den Architekten, die etwas auf sich und ihren Berufsstand hielten, bislang weitgehend vernachlässigt, wenn überhaupt wahrgenommen hatten.

Las Vegas, das war das Synonym für seine Hauptgeschäftsstraße, den »Strip«, dessen Supermärkte, Tankstellen, Spielkasinos, Eßlokale, vor allem aber Reklametafeln und Leuchtschriften Venturi mit einer Gruppe von Studenten minutiös aufgenommen und auf ihren Zeichencharakter hin untersucht hatte. Er erschloß damit eine Zeichenwelt, die in den Vereinigten Staaten, aber sicher nicht nur dort, vermutlich weit mehr Menschen, vor allem auch den »Mann auf der Straße«, dem man sich doch ebenfalls mitteilen wollte, erreicht als alle historischen oder regionalen Bezüge.

So wenig Venturi sich und andere mit dem Buch »Komplexität und Widerspruch in der Architektur« hatte auffordern wollen, nun wieder »historisch« zu bauen, so wenig wollte er sich und andere nun auffordern, im Stile des »Strip«, des, wie es immer wieder abschätzig hieß, »kommerziellen Jargons der Straße« zu bauen. Main Street ist eben nur »almost« all right. Was er getan hatte, war lediglich, das seit langem akzeptierte Grundprinzip der Pop-Art, daß alle Gegenstände, auch die trivialsten, potentiell ästhetische sind, auf Main Street zu übertragen. Daß die Architekten mit der unmittelbaren Übertragung von Main-Street und Pop-Art in ihre tägliche Arbeit mehr Schwierigkeiten haben würden als etwa die Maler, war ihm wohl klar, seine eigenen Bauten sind denn auch alles andere als »poppig«. Sie sollten sie aber ernst nehmen, ihnen den gleichen Respekt entgegenbringen, den sie auch den Zeugen der »hohen« Kultur entgegenbringen, und sie sollten sie ebenso benutzen, »um einer neuen, vielseitigeren Kreativität, die ganz dieser Gegenwart gehört, Anregungen zu geben«.

Die Gegenwart, sie steht hier mehr noch als sonst im Vordergrund. Der Strip und seine Zeichen haben (noch) keine Geschichte. Sie leben ganz aus der Gegenwart. Ihre Dynamik beziehen sie aus dem schnellen Wechsel des Waren- und Vergnügungsangebotes, der aber

²⁷ R. Venturi, *Lernen von Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt*, Braunschweig 1979.

jeweils nur neue Gegenwart produziert. Der Strip und seine Zeichen haben auch keine Zukunft, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß sie bewußt auf eine neue, andere Welt zusteuern. Diese Beschränkung auf die Gegenwart ist es denn auch, die wieder die gleiche Kritik auf den Plan ruft, die bereits die Flucht in die Vergangenheit ins Visier genommen hatte. »Wenn ... Architektur ... sich nicht mehr an dem Wunschbild einer besseren Zukunft orientiert, dann bleibt sie an die bestehende miserable Realität gebunden. Architektur hat dann einen wesentlichen Teil ihrer selbst aufgegeben: ihre Mithilfe, die Gesellschaft so herzustellen, wie sie sein müßte.«²⁸

VI. Architektur und ihr »Ort«

Der »Ort«, an dem der Mensch lebt, hat als Inbegriff seiner räumlichen Bestimmtheit, Gebundenheit und Geborgenheit in der neueren, vor allem der existentialistisch und phänomenologisch orientierten Philosophie wachsende Aufmerksamkeit gefunden. Daß die Architektur ihn wieder entdeckt hat, daß man das »Erkennen des genius loci«, die »Einordnung in das Vorhandene«, die »Akzentuierung und Überhöhung des Ortes«²⁹ forderte, ist in dieser Form ebenfalls neueren Datums, und es ist wiederum nur auf dem Hintergrund einer Auflehnung gegen die Ortsvergessenheit der klassischen Moderne zu verstehen.

In dieser Hinsicht war deren Haltung auch eindeutig und unmißverständlich. Eine »Architekturweltsprache« sollte erfunden werden, »deren Gefüge und Wurzeln keinem der bisherigen Stile entsprechen«,³⁰ die »künstler der gegenwart« sollten »für die bildung einer internationalen einheit in leben, kunst, kultur« streiten,³¹ die »konstruktive formenwelt kennt kein vaterland. sie ist ausdrück internationaler baugesinnung«.³² Und selbst wo so dezidierte Bekenntnisse zur Internationalität unterblieben, setzte allein der Anspruch auf und das Bemühen um allgemeingültige, universelle Lösungen, um Standardisierung, Normen, Typenbildung, Akzente, die den »genius loci« bestenfalls in den zweiten Rang verwiesen.

Allerdings war schon seit Beginn der dreißiger Jahre versucht worden, dem »Ort« wieder mehr Geltung zu verschaffen, die Formensprache der Moderne unterschiedlichen klimatischen und topographischen Bedingungen, lokalen oder regionalen Baumaterialien und -traditionen anzupassen, was vor allem in den skandinavischen Ländern, aber auch in

²⁸ E. Janofske, Robert Venturi oder der Versuch einer lebensnahen Architektur, *Bauwelt* 70 (1979), S. 636.

²⁹ R. Gieselmann / O. M. Ungers, in: *U. Conrads* (s. A 9), S. 159.

³⁰ H. Poelzig, Gärung in der Architektur, in: *U. Conrads* (s. A 9), S. 11.

³¹ »De Stijl«, Manifest I, in: *U. Conrads*, (s. A 9), S. 36.

³² H. Meyer, Bauen, in: *U. Conrads* (s. A 9), S. 110.

Japan zur Herausbildung durchaus eigenständiger Baustile geführt hatte. So sehr diese vielfach als vorbildlich empfunden wurden, im Grunde blieben sie peripher. An dem generellen Erscheinungsbild der später als »Internationaler Stil« die Welt überziehenden klassischen Moderne – und ihrer Deformationen – änderten sie wenig.

Als im Jahr 1959 der Italiener Ernesto Rogers dem X. CIAM-Kongreß in Otterlo Abbildungen des ersten, von seinem Büro gebauten Mailänder Hochhauses, der »Torre Velasca« vorstellte, erhob sich denn auch ein Sturm der Entrüstung. Statt einer auf die reine Form reduzierten Stahl- und Glaskonstruktion erhob sich über den Dächern von Mailand ein etwa 100 m hohes Gebilde, dessen Fassaden, in Back- und Naturstein gehalten, mehr Mauerwerk als Fenster zeigten, dessen acht obere Geschosse, von schrägen Stützen gehalten, weit auskragten, und dessen Dach durch eine flache Turmhaube gekrönt wurde. Obwohl Rogers ausdrücklich betont hatte, daß er und seine Kollegen damit nicht »die Imitation der Vergangenheit im Sinne formaler Nachahmung« im Sinn hatten,³³ wurde ihm bedeutet, daß es nicht der Mühe wert sei, »daß man in Mailand die Architektur des Palazzo Vecchio mit Hilfe von umgekehrt fliegenden Schwibbögen und akzentuiertem Fassadenrhythmus wieder zum Leben erweckt hat«, daß seine Werke »ganz und gar eigenständig« seien, man nichts von ihnen lernen könne, schließlich, daß dies »kein Modell moralischer, sondern unmoralischer Art« sei.³⁴

Rogers und seine Kollegen waren jedoch nur in diesem Kreise so isoliert, und auch nur in diesem Kreise wurde ihre »Eigenständigkeit« so negativ bewertet. 1960 schon baute Oswald Matthias Ungers sein Wohnhaus in Köln-Müngersdorf, ein Bau, der, obwohl ganz und gar »eigenständig«, in seinem Eingehen auf den »Ort«, den Maßstab eines kleinen Vorortes, auf die dort geläufigen Umgrenzungsmauern, auf das Nachbarhaus immer mehr als beispielhaft für die schöpferische Auseinandersetzung mit einer gegebenen Umwelt angesehen wird. In den Vereinigten Staaten ist es vor allem Charles Moore, der dem, was dort »place« genannt wird, hohen Tribut zollt. Die »Sea Ranch« von 1966, ein kleiner, zusammenhängender Komplex von Ferienhäusern unmittelbar an der kalifornischen Küste, die mit ihren Dachlinien unmittelbar das karge Profil der Landschaft nachzeichnet und mit ihren Holzstrukturen und -verkleidungen den amerikanischen Shingle-Style des späten 19. Jahrhunderts wieder aufnimmt, hat weltweite Beachtung gefunden.

Ogleich in allen diesen Fällen neben den landschaftlichen auch historische Elemente verarbeitet, die historische Prägung des Ortes einbezogen wurde, ist doch – mit Ausnahme der Torre Velasca, die aber inmitten der CIAM einen denkbar unglücklichen Start hatte – kaum je der Vorwurf des Historismus erhoben worden. Dies mag der Qualität der entstandenen Architektur zuzuschreiben sein, es hat aber auch andere, tieferliegende Gründe. Was die »geschichtliche Prägung« des Ortes ausmacht, hat wenig mit der Geschichte der Völker, Kulturen, Baustile gemein. Es ist die Lebensgeschichte eines

³³ H. Klotz (s. A 11), S. 106.

³⁴ ebda.

individuellen, konkreten Ortes, einmalig in ihrem Ablauf und ihren Höhe- und Tiefpunkten, die ganz andere sein können als die der Welt draußen, und sie ist auch vorhanden, wenn weder Gotik noch Renaissance, weder Barock noch Klassizismus ihre Spuren hinterlassen haben; eine Geschichte also, die bereits ganz in der Gegenwart dessen, was David Herbert Lawrence einmal »The spirit of the place« genannt hat, aufgegangen ist.

VII. Geschichte als Gegenwart

Die nachmoderne Architektur spricht also viele Sprachen, und in einer Zeit, in der die Freiheit der Ausdrucksmöglichkeiten auf der einen, die Freiheit der Wahlmöglichkeiten auf der anderen Seite so ernstgenommen wird, wird sie auch kaum zu einer einheitlichen Sprache zurückkehren. Um so weniger ist sie gegen Irrtümer und Mißverständnisse gefeit. Um überhaupt den »Dialog mit dem Empfänger« eröffnen zu können, muß sie sich zunächst vorhandener historischer, regionaler oder auch »trivialer« Zeichen bedienen. Sie benutzt diese Zeichen aber nicht, um, wie es etwa der Historismus-Vorwurf will, sich oder den Empfängern damit zu einer bequemen Flucht in die Vergangenheit oder auch zu einer Erbauungsreise in die Zukunft zu verhelfen. Sie erlöst sie nicht aus der unmittelbarsten Gegenwart. Aber nur wer genau hinsieht, kann die Hinweise, daß er historische Formen nicht mit historischen Bedeutungen verwechseln darf, erkennen.

Über Ironie und Verfremdung ist im Zusammenhang mit der nachmodernen Architektur viel gesprochen worden. Während die Kritik in ihnen Indizien für mangelnden Ernst, Verschleierung von Tatsachen, Irreführung oder gar Zynismus sah, sahen die Architekten sie als ihr einziges Mittel, ihre Partner im Dialog, uns alle, aus dem Vertrauten in das Fremde, aus dem Alten in das Neue hinüberzuleiten. Wobei Ironie als Hinweis diene, daß etwas anderes gesagt als gemeint, daß hinter den gewohnten nach neuen Bedeutungen zu suchen sei; Verfremdungen als Aufforderung, die aus ihrem vertrauten Zusammenhang gelöst, oft nur unmerklich veränderten Zeichen neu zu deuten und zu interpretieren. Ironie und Verfremdung mögen (und sollen) den »Empfänger« verwirren, irritieren, seiner Sicherheiten berauben. Sie sind aber eines der wirksamsten Mittel, ihn dazu aufzufordern, ein Kunstwerk nicht einfach hinzunehmen, sondern es weiterzudenken, zu »hinterfragen«, Eigenes in den Dialog einzubringen.

Ironie und Verfremdung haben aber, in der heutigen Situation, noch weitere Funktionen. Ist die nachmoderne Architektur schon vielfältig und verwirrend genug, so ist sie zusätzlich damit konfrontiert, daß auch die tatsächlichen Zeugen der Vergangenheit, die Denkmale, nicht nur ebenfalls »in idealer Gleichzeitigkeit« nebeneinanderstehen, sondern gewissermaßen zu einer zweiten Dimension der Gegenwart geworden sind. Wenn »alle Fernen, der Zeiten wie der Räume, in die Nähe einer neuen Gegenwärtigkeit gerückt sind und ihren Anspruch alle zugleich erheben...«, muß die Kunst sozusagen nach beiden Seiten blicken, einmal auf die Gegenwart der Vergangenheit, die alle Kunst gleichzeitig sein läßt,

und auf der anderen Seite auf die Kunst der eigenen Zeit, die allein mit uns zeitgenössisch ist.«³⁵

Diese Dominanz der Gegenwart ist zugleich Voraussetzung wie Folge einer neuen Zeiterfahrung und eines neuen Zeitbewußtseins, und damit auch eines neuen Verhältnisses zur Geschichte. Geschichte ist nicht mehr kontinuierliche Abfolge von Ereignissen, Entwicklungen, Epochen, als deren letzte die Gegenwart zu verstehen ist. »An die Stelle der Vorstellung diachronisch aufeinanderfolgender, epochenspezifischer Stilarten und ästhetischer Theorien, deren jeweils letzte die Kunst der Gegenwart konstituiert, ist das Bewußtsein getreten, in jedem Gegenwartsmoment aus einer synchronischen Fülle von Inhalten und Verfahren schöpfen zu können«,³⁶ mit der Folge, daß der moderne Künstler »bei seinem Schaffen stets aus einer Fülle synchronischer Möglichkeiten auswählen kann«.³⁷ Aus der Freiheit der Wahl wird damit – jedenfalls für den ernsthaften Künstler – aber auch ein Zwang zur Wahl, und solange oder sofern er diese Wahl noch nicht für sich treffen konnte, erlauben Ironie und Verfremdung auch hier eine Distanz zum eigenen Oeuvre, die ihn entlastet.³⁸

Die neue Zeiterfahrung, das neue Zeitbewußtsein, das neue Verhältnis zur Geschichte bedingen aber auch ein neues Verhältnis zur Zukunft. Sie ist entschwunden. Die Zukunftsbesessenheit der klassischen Moderne, der messianische Glaube, daß es die Aufgabe, wenn nicht die Berufung der Architektur wäre, eine wahrhaftigere, bessere, schönere, menschlichere Zukunft herbeizubauen, ist angesichts der tatsächlich gebauten Wirklichkeit »auf tragische Art lächerlich geworden«.³⁹ Auch wenn der Anspruch, daß Architektur zumindest mithelfen müßte, »die Gesellschaft so herzustellen, wie sie sein müßte«, im Jahr 1968 noch einmal einen gewaltigen Auftrieb erfahren hat – die nachmoderne Architektur selbst hat daraus bereits relativ früh ihre Konsequenzen gezogen und sich auf das Hier und Jetzt

³⁵ H. G. Gadamer, Ende der Kunst, in: Ende der Kunst – Zukunft der Kunst, hrsg. v. d. Bayerischen Akad. der Schönen Künste, München 1985, S. 21.

³⁶ H. U. Gumbrecht, Modern, Modernität, Moderne, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Hist. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. v. O. Brunner / W. Conze / R. Koselleck, Band 4, S. 126.

³⁷ ebda., S. 127. Ähnlich deutet Gumbrecht auch die »Nostalgie-Welle«: »Die ›Nostalgie-Welle‹ ... ist nicht als Beginn eines neuen Traditionsbewußtseins zu verstehen. Denn auch Rock-and-Roll und Jugendstil sind ›in‹, das heißt, sie sind gegenwärtig gültige Ergebnisse der Selektion aus dem ahistorischen Reservoir als realisierbar bewußter Lebensformen und können schon morgen durch eine neue kollektive Auswahl abgelöst und damit ›out‹ werden« (S. 129 f.).

³⁸ Daß Ironie auch noch andere »entlastende« Funktionen haben kann, zeigt eine bittere Bemerkung von Robert Venturi in »Lernen von Las Vegas« (s. A 27), S. 190: »Zusammen mit der moralisch subversiv wirkenden Kraft der Ironie und dem Einsatz des Scherzhaften, Belächelten, um dann umso ernster werden zu können, ist die künstlerische Geltung des Architekten die wichtigste Waffe, wenn er in nicht-autoritärer Weise mit sozial untragbaren Situationen irgendwie zu Rande kommen will. Der Architekt wird zum Spaßmacher.«

³⁹ C. Rowe, Collage City, Cambridge, Mass., 1978, S. 3, zit. nach A. M. Vogt u. a., Architektur 1940–1980, Frankfurt a. Main / Wien / Berlin 1980, S. 16.

konzentriert. Nicht ohne eine gewisse Erleichterung. »Glücklicherweise sind wir dem Hirngespinnst des modernistischen Dogmas entkommen; der immensen, schreckenerregenden Verantwortung, eine bessere Welt durch Architektur zu schaffen.«⁴⁰ Die Gegenwart allein ist es, die zählt. Die Zukunft ist nicht ausgestrichen, aber sie ist so offen, »daß ihr Weg in der Vorstellung eines zu erreichenden Zustandes« nicht vorherzusehen ist.⁴¹

Dies bedeutet nicht, daß die Gegenwart im traditionellen Sinne »affirmativ« ist. Man hat nur erkannt, daß die Architektur, von der die Architekten wollen, daß der Mensch sie wollen soll, keineswegs die Architektur ist, die die Menschen wirklich wollen. Nicht der abstrakte Mensch soll zu seinem Glück geführt, sondern »Leuten, wie sie wirklich sind«,⁴² soll bei der Formulierung und Erfüllung ihrer eigenen Wünsche und Hoffnungen geholfen werden. Der Mensch ist nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Architektur, auch und gerade, wenn sie Kunst ist.

Die Situation der zeitgenössischen Architektur – als Kunst – und ihrer Stellung zwischen »Hersteller« und »Empfänger« entspricht so genau dem, was der Musikwissenschaftler Elmar Budde 1984 in einem Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Schönen Künste über die Situation der zeitgenössischen Musik gesagt hat, daß sie nicht besser als mit seinen Worten zusammengefaßt werden kann: »Wir sind mit einem musikalischen Pluralismus konfrontiert, wie er komplexer und undurchschaubarer kaum gedacht werden kann. Hinzu kommt noch jene sich ständig reproduzierende Gegenwart vergangener Musik, jener zweite Pluralismus...« Die sich daraus ergebende Vielfalt »erschließt sich jedoch nicht ... auf der Basis vorgegebener Kriterien«. Der Hörer muß sich »auf jedes Stück, auf jede Komposition neu einlassen... Von ihm werden Momente von Toleranz und innerer Freiheit in einem Maße gefordert, wie es in früheren Zeiten nicht üblich war. Der Hörer muß frei und offen sein, um angemessen hinhören zu können; er muß außerhalb der Geborgenheit eines musiksprachlichen Erwartungshorizontes hören lernen... Umgekehrt eignet vielen der gegenwärtigen musikalischen Erscheinungsformen ein hohes Maß an Toleranz... Sie zehren nicht von der Vergangenheit... Auch der an Werke der Vergangenheit erinnernde Tonfall mancher jüngeren Komponisten ist nicht als ein historisierendes Zurück zu verstehen, sondern eher als ein subjektiv motiviertes Herausgreifen musikalischer Ausdrucksgesten aus dem pluralistischen Reservoir gegenwärtiger und zugleich historischer Musik zu interpretieren.« Und schließlich: »Die meisten der gegenwärtigen musikalischen Erscheinungsformen (verhalten sich) relativ gleichgültig gegenüber dem Zukünftigen... Als Ausdrucksformen wollen sie sich im Hier und Jetzt der Gegenwart unmittelbar ereignen und verwirklichen.«⁴³

⁴⁰ R. Meier, Wo steht die Architektur heute?, Der Architekt, Heft 3, 1985, S. 109.

⁴¹ H. U. Gumbrecht (s. A 36), S. 129.

⁴² R. Venturi, Lernen von Las Vegas (s. A 27), S. 183.

⁴³ E. Budde, Rückblicke nach vorn, in: Ende der Kunst – Zukunft der Kunst (s. A 35), S. 59 ff.

Ulfert Herlyn

Die Stadt als lokaler Lebenszusammenhang aus der Sicht der stadtsoziologischen Forschung¹

Spätestens im Zusammenhang mit den Erfahrungen der »Krise der Arbeitsgesellschaft« hat eine Erneuerung der Diskussion um die Konstitutionsbedingungen von Lebenszusammenhängen und ihre Gefährdungen eingesetzt. Damit steht auch jene soziologische Teildisziplin vor neuen Herausforderungen, die lokale Vergesellschaftungsprozesse zum Thema hat.

In den folgenden Ausführungen soll der Stellenwert und der Wandel lokaler Lebenszusammenhänge präzisiert werden, soweit er retrospektiv aus der stadtsoziologischen Literatur bestimmbar ist. In Abschnitt I soll die Kategorie des Lebenszusammenhangs entfaltet und die lokale Komponente bestimmt werden. Im Abschnitt II wird historisch der Frage nachgegangen, inwieweit die Stadt als lokaler Lebenszusammenhang von der Forschung bearbeitet wurde. Im letzten Abschnitt III wird auf die Frage eingegangen, welche Entwicklungschancen die Stadt- und Regionalsoziologie heute hat.

I.

Unter lokalem Lebenszusammenhang soll die Art und Weise der Vermittlung verschiedener Lebensbereiche einzelner Personen oder Personengruppen in gegenwärtiger und lebensgeschichtlicher Perspektive verstanden werden, soweit sie sich am jeweiligen Ort des alltäglichen Lebens verwirklichen. Diese Bestimmung fordert eine Klärung einmal der Grenzen des Lokalen und zum anderen das Verhältnis zu überlokalen Lebensbezügen.

Was die Grenzziehung des Lokalen angeht, so haben sich vor dem Hintergrund einer rasanten Verstädterung die Gemeinden über ihre administrativen Grenzen hinaus entwickelt und bilden häufig mit dem näheren Umland einen gemeinsamen sozio-ökonomischen Zusammenhang. Diesem Prozeß der Ausbreitung von Lokalitäten ist die Sprache recht unvollkommen gefolgt, wenn von Agglomerationsräumen, Stadtregionen oder metropolitane Gebieten die Rede ist. Angesichts der engen ökonomischen, sozialen und politischen Verflechtungen mit dem näheren Umland müssen die Grenzen von Städten unbestimmt

¹ Im folgenden Beitrag handelt es sich um eine Ausarbeitung eines Kurzreferates, das ich auf dem letzten Soziologentag gehalten habe. Vgl. U. Herlyn, Zur Entwicklung lokaler Lebenszusammenhänge als Gegenstand stadtsoziologischer Forschung, in: Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages, hrsg. von B. Lutz, Frankfurt 1985.

bleiben; es läßt sich nur negativ bestimmen, daß auf keinen Fall die politischen Grenzen gemeint sind, wenn im folgenden von »Stadt« gesprochen wird. Der Gegenstandsbereich wird subjektiv zumeist weiter, manchmal jedoch auch enger als die administrativen Grenzen gezogen, z. B. dann, wenn umfangreiche Eingemeindungen die administrativen Grenzen plötzlich weit nach außen verlagert haben.

Was nun den überlokalen Lebensbezug angeht, so steht außer Zweifel, daß die gesellschaftliche Entwicklung in der modernen Industriegesellschaft sich durch einen säkularen Trend des Bedeutungsverlustes lokaler Beziehungen zugunsten größerer und abstrakter Verbindungen auszeichnet. »Wirtschaftlich, politisch, geistig wachsen die Menschen aus ihren lokalen Lebensgruppen heraus und werden verstärkt in die Gesamtgesellschaft verflochten.«² Mit der partiellen Herauslösung aus festen Lokalgruppen in großräumige Verflechtungen sind Abhängigkeiten von der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft in Teilbereichen mit hochgradig formalisierten Organisationsstrukturen entstanden. Mit dem Fortschreiten der eigenen Rationalitäten unterworfenen Teilsysteme in Wirtschaft, Verwaltung, Politik und Kultur und der entsprechenden Aufnahme von »immer mehr Rollen des Menschen in organisierte und zweckspezifische Institutionen«,³ schwindet die Chance der Entstehung von Situationen, in denen es eine relativ konstante Verknüpfung von Werten, normativen Mustern, Verhaltensweisen und Erfahrungen gibt. Wenn auch gerade die handlungsleitenden Werte und Normen heute mehr denn je überlokal entstehen und vermittelt werden, und man daher nicht zu Unrecht von einem »Trend zur Pluralisierung von Lebensstilen« (W. Zapf) gesprochen hat, dann kommt u. a. der lokalen Ebene die Funktion zu, die divergierenden normativen Muster und Handlungsweisen zum Ausgleich zu bringen, um Zusammenleben auf Dauer zu ermöglichen. Der lokale Lebenszusammenhang kann dann auch als eine »kleine Lebenswelt«⁴ angesehen werden, in der man sich auf Zeit bewegt und soviel partizipiert, so daß man befähigt wird, mit der Abstraktheit moderner Großorganisationen umzugehen.

Trotz aller institutionellen Schwächung könnte m. E. doch wieder auf der lokalen Ebene am ehesten ein Gegengewicht gegenüber funktionalen Differenzierungen und Spezialisierungen erfolgen, da gerade die seit einigen Jahren andauernde Krise der Arbeitsgesellschaft

² F. H. Tenbruck, Gesellschaft und Gesellschaften: Gesellschaftstypen, in: Die moderne Gesellschaft. Formen des menschlichen Zusammenlebens, hrsg. von A. Bellebaum, Freiburg i. Br. 1972, S. 64. – In der Bundesrepublik hat diese überlokale Orientierung H. Oswald analysiert: »Die überschätzte Stadt. Ein Beitrag der Gemeindeforschung zum Städtebau«, Olten 1966. Für Amerika belegt die Schwächung lokaler Autonomie vor allem R. L. Warren, *The Community in America*, Chicago 1963 (deutsch: *Die amerikanische Gemeinde*, 1972).

³ F. H. Tenbruck (s. A 2), S. 67.

⁴ Vgl. Benita Luckmann, *The Small Life – Worlds of Modern Man*, in: *Social Research*, Vol. 37, No. 4, 1970. Vgl. auch R. Hitzler / A. Honer, *Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung*, Kölner Zeitschr. f. Soziologie u. Sozialpsychologie, 36 (1984), S. 66f.

eine »Dezentrierung der Arbeitssphäre gegenüber anderen Lebensbezügen«⁵ mit sich gebracht hat und korrespondierend dazu sich die »für den Lebenszusammenhang der Menschen existentiell wichtigen Konfliktbereiche auf außerbetriebliche Orte der Erfahrung, auf Wohnen, Verkehrsverhältnisse, Stadtteilprobleme, ökologische Lebensbedingungen«⁶ verschoben haben. Als sichtbares Zeichen für diese Bedeutungsverlagerung kann das neue und wiedererstarke Bewußtsein lokaler Individualität und regionaler Verwurzelung gewertet werden, das deutlich erkennbar ist an den nicht unerheblichen Widerständen gegen die rigorose Gebietsreform in den 70er Jahren. Eine Voraussetzung für die Möglichkeit der Herausbildung lokaler Lebenszusammenhänge ist jedoch eine möglichst weitgehende Verklammerung von auch in der bisherigen Stadtentwicklung parzellierten Teilbereichen.

In der räumlichen Anordnung und Organisation verschiedener Lebensbereiche in der modernen Stadt bzw. Stadtregion wie Wohnen, Arbeiten, Konsum, Bildung, Erholung etc. liegt eine Chance zur Aufrechterhaltung bzw. Wiedergewinnung einheitlicher lokaler Lebenszusammenhänge im Prozeß gesellschaftlicher Entwicklung insofern, als durch Partizipation und Identifikation die Aneignung räumlicher und sozialer Umwelt eher gelingen kann. Hiermit kann nun nicht nur eine möglichst weitgehende Funktionsverflechtung gemeint sein, so wichtig sie auch immer ist, denn, wie der Städtebauer R. Hillebrecht zu Recht sagt: »Über der Fülle der Funktionen steht das Leben als Oberbegriff«;⁷ entscheidend ist, daß für den einzelnen die Möglichkeit entsteht, einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Teilbereichen des Lebens bzw. verschiedener sozialer Gruppen zu erkennen bzw. herzustellen. So bedeutsam auch Lebenszusammenhänge einzelner Personenkategorien – erinnert sei an den »proletarischen« (O. Negt, A. Kluge) oder »weiblichen« Lebenszusammenhang (Ulrike Prokop) – mit eigenen Institutionen, Aktionsräumen, Treffpunkten, sozialen Netzwerken für die Organisation und Durchsetzung von Interessen ist, so zielt die Rede vom lokalen Lebenszusammenhang gerade auf eine möglichst enge Verzahnung, ja Durchdringung von Lebenssphären der verschiedensten sozialen Gruppen ab. Wenn in einem gegebenen Territorium verschiedene Gelegenheiten so plaziert und kombiniert sind, daß es kurzfristig zu Rollenwechseln kommen kann, dann ereignen sich häufiger Rollenverkopplungen, die »gekoppelte Aktivitäten« (H. Becker, K. D. Keim) zur Folge haben. Die Chance zu solcher Verkopplung von Aktivitäten erhöht die Attraktivität von Stadtgebieten, da die über längere Zeit anhaltende zwanghafte Festlegung auf eine rollenbezogene Aktivität den menschlichen Fähigkeiten und Interessen zutiefst widerspricht.

⁵ C. Offe, »Arbeitsgesellschaft«. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven, Frankfurt a. M. 1984, S. 28.

⁶ O. Negt, *Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit*, Frankfurt a. M. 1984, S. 161.

⁷ R. Hillebrecht, *Das Wohnen als Sinn des Bauens*, in: *Der Mensch in der Großstadt*, Stuttgart 1960, S. 191.

II.

Vergegenwärtigt man sich nun die stadt- und regionalsoziologische Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg, so soll zunächst das »Gründungsjahrzehnt« (R. M. Lepsins) betrachtet werden.

1. Die 50er Jahre als das »Goldene Zeitalter« der Gemeindeforschung

Entsprechend der Forderung einer »vorurteilsfreien empirischen Erforschung der Großstädte« konzentrierte sich die traditionale Gemeindeforschung der 50er Jahre darauf, »das Großstadtleben in der ganzen Breite und Fülle seiner Lebenserscheinungen«⁸ darzustellen und so den lokalen Lebenszusammenhang möglichst umfangreich abzubilden. Allen voran rangiert die Ende der 40er Jahre durchgeführte und in neun Monographien Anfang der 50er Jahre publizierte Darmstadt-Studie, die nach den beteiligten Wissenschaftlern die Aufgabe hatte, »die soziologische Totale einer schwer bombengeschädigten, im übrigen typischen deutschen mittleren Stadt zu entwerfen«.⁹ Hiermit ist das umstrittene Zauberwort der Totalität gefallen, das – von M. Stacey (1974) als Mythos in Gemeindeforschung bezeichnet – die frühe Stadt- und Gemeindeforschung bis in die 60er Jahre hinein beherrschte. Von R. Königs theoretischer Konzeptionalisierung der Gemeinde als »globale Gesellschaft auf lokaler Basis«¹⁰ stark beeinflusst, werden nun verschiedene Gemeinden, insbesondere Städte als lokale Einheiten mehr oder weniger vollständig empirisch untersucht: so folgen empirische Untersuchungen über Euskirchen von R. Mayntz (1958), Steinfeld von H. Croon und K. Utermann (1958), Dortmund von R. Mackensen u. a. (1959), Stuttgart von M. Irle (1960), Karlsruhe von A. Bergstraesser u. a. (1965), Wolfsburg von M. Schwonke und U. Herlyn (1967), um nur einige zu nennen.¹¹ Die mehr oder weniger deutliche Absicht, die betreffenden Gemeinden in ihrer gesellschaftlichen Totalität zu untersuchen, vermischt sich in kaum zu entwirrender Weise mit dem Interesse, zu gemeindeübergreifenden Aussagen zu kommen. Exemplarisch für diese Absicht formuliert

⁸ E. Pfeil, Soziologie der Großstadt, in: A. Gehlen / H. Schelsky (Hrsg.), Soziologie. Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde, Düsseldorf – Köln 1955, S. 240.

⁹ Chr. v. Ferber, Die Gemeindeforschung des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung, Darmstadt, in: R. König (Hrsg.), Soziologie der Gemeinde, Sonderheft 1 der Kölner Zeitschr. f. Soziologie u. Sozialpsychologie, Köln u. Opladen 1957, S. 153.

¹⁰ R. König, Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde, Hamburg 1958.

¹¹ R. Mayntz, Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde, Stuttgart 1958; H. Croon und K. Utermann, Zeche und Gemeinde, Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet, Tübingen 1958; R. Mackensen u. a., Daseinsformen der Großstadt, Tübingen 1959; M. Irle, Gemeindeforschung und Untersuchungen zur Ballung Stuttgarts, Bad Godesberg 1960; A. Bergstraesser u. a., Soziale Verflechtung und Gliederung im Raum Karlsruhe, Karlsruhe 1965; M. Schwonke / U. Herlyn, Wolfsburg. Soziologische Analyse einer jungen Industriestadt, Stuttgart 1967.

R. Mackensen: »Wir fassen die industrielle Gesellschaft daher an einer entscheidenden Stelle, wenn wir sie in der industriellen Großstadt zu erkennen suchen.«¹² Es erhärtet sich der Eindruck, daß es in den meisten Studien vorrangig um die Erprobung von aus den USA importierten Techniken der empirischen Sozialforschung ging (daher auch die Konzentration auf mittelgroße Städte) als um einen Beitrag zur Lösung stadtspezifischer sozialer Probleme. Gegen die Rechtfertigung möglichst totaler Gemeindeforschung als Quelle gesamtgesellschaftlicher Erkenntnisse haben nun Horkheimer und Th. W. Adorno – in den späteren Jahren der Darmstadt-Studie als Mitberater – wiederum kritisch eingewendet, daß »in der Ausgliederung einer Mittelstadt ... sich eben doch eine jener Operationen (vollzieht), welche die Totalität des eigentlichen gesellschaftlichen Zusammenhanges zerschneidet und dadurch die Sache selbst verändert. Wie weit der dergestalt isolierte Sektor typisch ist, bleibt zumindest fraglich: die Entscheidung darüber würde die Kenntnis eben jenes Ganzen voraussetzen, die durch die Beschränkung auf den Sektor ersetzt werden soll.«¹³

Was die inhaltlichen Befunde im einzelnen angeht, so referiert H. Oswald die bis etwa Anfang der 60er Jahre vorliegenden Ergebnisse. Er sagt zusammenfassend: »Zur ökologischen Differenzierung der Großstädte liegt Material vor, das zeigt, daß sich Stadtteile in der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung oft stark unterscheiden ... Gesichert ist, daß nachbarschaftliche Kontakte in Großstädten im Vergleich zu Verwandten- und Bekanntenbeziehungen sehr schwach geworden sind. Das Vereinsleben ist in Gemeinden aller Größenklassen sehr lebhaft ... Allgemein wird ein Desinteresse der Bevölkerung an der Gemeindepolitik festgestellt, trotz der weitverbreiteten Lektüre von Lokalzeitungen und trotz der relativ hohen Wahlbeteiligung ... Alle Untersuchungen deuten darauf hin, daß die überlokale Verflechtung der Gemeinden und die überlokale Orientierung der Bevölkerung zunehmend die lokale Bindung ablöst.«¹⁴ Hier deuten sich also schon gewisse Entlokalisierungstendenzen des lokalen Lebens an, indem nicht kosmopolitische Orientierungen um sich greifen, sondern vor allem durch technologische Entwicklungen, Mobilitätserhöhungen und Trennung der Wohnung vom Arbeitsplatz der Stellenwert lokaler Erfahrungen im alltäglichen Leben abzusinken scheint. Parallel zu Oswald hat R. L. Warren (1963) den Wandel des amerikanischen Gemeindelebens untersucht und eine zunehmende Orientierung der verschiedenen lokalen (kulturellen, ökonomischen, politischen) Einheiten zu überkommunalen Systemen festgestellt, durch die gemeindliche Kohäsion und Autonomie entscheidend geschwächt wird.^{14a}

¹² R. Mackensen (s. A 11), S. 8.

¹³ M. Horkheimer / Th. W. Adorno, Gemeindeforschung, in: Inst. f. Sozialforschung (Hrsg.), Soziologische Exkurse, Frankfurt a. M. u. Köln 1956.

¹⁴ H. Oswald, Ergebnisse der deutschen Gemeindeforschung nach 1950, Archiv f. Kommunalwiss. 5 (1966), neu abgedruckt in: Kl. Schmals (Hrsg.), Stadt und Gesellschaft, München 1983, S. 577.

^{14a} Vgl. R. L. Warren (s. A 2).

Generell schlägt sich in der ersten Phase der stadtsoziologischen Forschung die durchgängige, auch für andere soziologische Forschungsbereiche charakteristische Tendenz nieder, die Stabilität sozialer Systeme zu dokumentieren, was »als Ausdruck des damals vorherrschenden Bedürfnisses nach Stabilisierung und Harmonisierung verstanden werden kann«.¹⁵ Der gesellschaftlichen Rekonstruktion der Bundesrepublik entsprach die Reorganisation bzw. der Wiederaufbau der Städte nach alten, traditionsreichen Mustern, was von der damaligen Stadtforschung eher zustimmend verfolgt als durch Kritik in Frage gestellt wurde. Charakterisiert man nach H. P. Bahrtdt den Wiederaufbau der Städte durch drei miteinander verwobene ideologische Strömungen eines »restaurativen Liberalismus«, einer »konservativen Großstadtkritik« und eines »unpolitischen Technizismus in der Planung«,¹⁶ dann hätte es wahrhaft genügend Ansätze einer soziologischen Kritik aus damaliger Sicht geben können. Über die Bedeutung der räumlichen Dimension für den Aufbau lokaler Lebenszusammenhänge hätte es gerade in der damaligen Zeit mit der Reintegration der Flüchtlinge und Vertriebenen experimentgleiche Situationen gegeben, doch darüber erfährt man in den ersten Stadtuntersuchungen fast nichts. Für die Planungspraxis weitgehend irrelevant und für die soziologische Theoriebildung weitgehend ergebnislos kann so m. E. für die 50er Jahre gerade nicht von einem »goldenen Zeitalter« der Gemeindeforschung in der Bundesrepublik¹⁷ gesprochen werden, auch wenn in dem Gründungsjahrzehnt durch die erwähnte, breit angelegte empirische Forschung versucht wurde, das gesamtstädtische Leben abzubilden und damit ein tragfähiger Boden für die steile Karriere der Stadt- und Regionalsoziologie in den 60er und 70er Jahren geschaffen wurde.

2. Der Übergang von der Soziologie der Stadt zur Soziologie des Städtebaus

Die Karriere der Stadtforschung in den 60er und 70er Jahren hängt aufs engste mit einem starken Verwertungsdruck zusammen, den planende Instanzen auf die soziologische Forschung nun zunehmend ausüben. Der Strukturwandel der Städte (Bevölkerungszunahme, wachsender Dienstleistungssektor, Ausdehnung der Cityfunktionen, steigende Wohnflächennachfrage etc.) erreicht eine solche Dynamik, daß eine intensive Suche nach Leitbildern und Sozialdaten als Grundlage von Planungen einsetzte. Aus der Perspektive der städte- und wohnungsplanerischen Praxis wird die Soziologie als »Hilfswissenschaft des Städtebaus«¹⁸ angemahnt und – das kann man aus heutiger Sicht sagen – in ihren Einwirkungsmöglichkeiten weit überschätzt. In den 60er Jahren entsteht eine Flut von

¹⁵ H. Korte, Zum Weg und gegenwärtigen Stand der Stadtsoziologie, in: Archiv f. Kommunalwiss. 11 (1984), S. 282.

¹⁶ H. P. Bahrtdt, Humaner Städtebau. Überlegungen zur Wohnungspolitik und Stadtplanung für eine nahe Zukunft, Hamburg 1968, S. 19 ff.

¹⁷ A. Hahn u. a., Gemeindeforschung. Eine Einführung, Stuttgart 1979, S. 80.

¹⁸ N. Schmidt-Rebenberg, Soziologie und Städtebau, Stuttgart – Bern 1968.

Literatur, die den Zusammenhang der beiden Disziplinen Städtebau und Soziologie reflektiert und damit den hohen Orientierungsbedarf dokumentiert. Typisch für diese auf den Informationsbedarf der Praxis sich einstellende Literatur und gewissermaßen als ein Endpunkt dieser Periode kann das Buch von N. Schmidt-Rebenberg: »Soziologie und Städtebau« (1968) angesehen werden, das die Modernisierung der Stadt im Sinne eines besseren Funktionierens der verschiedenen Teile des Systems Stadt zum Ziel hatte.¹⁹

Zuvor jedoch waren einige theoretische Werke erschienen, von denen hier die beiden für das Verstehen lokaler Lebenszusammenhänge wichtigsten Bücher von H. P. Bahrtdt²⁰ und H. Oswald²¹ herausgegriffen werden sollen, die beide im Untertitel direkt auf den intendierten praktischen Bezug hinweisen. Ausgehend von dem Marktmodell Max Webers hat H. P. Bahrtdt seine Theorie von der großstadttypischen Polarisierung einer öffentlichen und privaten Sphäre vorgelegt, und damit Kategorien für die Beschreibung und Erklärung typischer städtischer Verhaltensmuster entwickelt, die für die Erfassung der lokalen Lebensweisen verschiedener Sozialgruppen einen zentralen Stellenwert bekommen haben. Zum lokalen Lebenszusammenhang gehören eben beide Sphären, die in einem vielfach bedrohten Spannungsverhältnis zueinander stehen, ja sich gegenseitig voraussetzen. Von daher ist er in der Lage, sehr konkret Faktoren und Elemente zu benennen, die zu einer Urbanisierung der Großstadt führen, d. h. »den teils verschütteten, teils heute nur noch schwer realisierbaren städtischen Lebensformen wieder geeignete Entfaltungsmöglichkeiten zu schaffen«.²² Die Thesen haben nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß sich das Leitbild der »gegliederten und aufgelockerten Stadt« mit dem Grundsatz der Trennung der städtischen Funktionen zur Vorstellung von urbanem Leben aus der engen Vernetzung der verschiedenen Funktionen in städtebaulicher Verdichtung Anfang der 60er Jahre gewandelt hat. Das Spannungsverhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit und die daraus erwachsene »unvollständige Integration« ist in der Folge zu einem leitenden Kriterium für die Einschätzung städtischer Situationen und Beurteilung lokaler Lebenszusammenhänge geworden.

Die zentrale These von H. Oswald besagt, daß im Laufe der Industrialisierung, Verstädterung und Bürokratisierung das gemeindliche Determinationssystem an Bedeutung für das örtliche soziale Leben verloren hat, indem die ursprünglich für viele Gruppen dominante lokale Orientierung weitgehend überlokale Orientierungen gewichen sei. Obwohl in seinen Ausführungen sehr deutlich wird, daß »die entscheidenden Determinanten sozialen Lebens heute nicht mehr gemeindlicher Natur sind«,²³ rettet er gewissermaßen

¹⁹ Vgl. kritisch dazu H. Korte (s. A 15), S. 285 f. und Kl. Schmals (s. A 14), S. 90 ff.

²⁰ Vgl. H. P. Bahrtdt, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek bei Hamburg 1961.

²¹ Vgl. H. Oswald, Die überschätzte Stadt. Ein Beitrag der Gemeindeforschung zum Städtebau, Olten 1966.

²² H. P. Bahrtdt (s. A 20), S. 108.

²³ H. Oswald (s. A 14), S. 192.

ßen die Legitimation einer soziologischen Analyse örtlichen Zusammenlebens, indem er von der lokalen Filterwirkung spricht: »Eine bestimmte Stadt schränkt aber durch ihre Eigenart, was Größe, Wirtschaftsstruktur, soziale Zusammensetzung usw. anbetrifft, die Außeneinflüsse und die Möglichkeiten zu jeder beliebigen direkten oder indirekten Außenorientierung in Teilen ein. Sie schließt bestimmte Einflüsse ... aus und präferiert dafür andere.«²⁴

Im Gegensatz zu H. Oswald, der am Schluß seiner Arbeit resümiert, daß das gemeindliche Zusammenleben nicht mehr der Ansatz zur ihrer Erforschung sein kann, bin ich der Meinung, daß gerade mit diesem Deutungsmuster ein Ansatz gefunden ist, der die lokalen Ereignisse, Konstellationen, Erfahrungen und Verhaltensweisen als gesamtgesellschaftlich vermittelt begreift, aber dennoch die Lokalität als Basis konkreter Erfahrungen zum Ausgangspunkt von Untersuchungen nehmen kann. Gerade für den Vollzug von Rollen im alltäglichen Lebenszusammenhang ist der jeweilige Ort, in der verstädterten Gesellschaft zumeist die Stadt, insofern ein relevanter praktischer Bezugsrahmen, als die räumliche Nähe eine Voraussetzung der Ausübung ist und darüber hinaus jede Lokalität über eine charakteristische Chancenstruktur für die Verwirklichung von Lebensplänen verfügt.

Obwohl auf die theoretischen Ansätze von H. P. Bahrdt, H. Oswald und anderen (z. B. u. a. A. Mitscherlich und J. Jacobs) bei den folgenden empirischen Ortsbestimmungen lokalen Lebens oft Bezug genommen wurde, bleibt eine eigenartige Diskrepanz zwischen einer »gesellschaftskritisch angeleiteten Stadtsoziologie« und einer »vom Informationsbedarf der Verwaltung geprägten Stadtplanungssoziologie«²⁵ für die nächsten Jahre charakteristisch. Letztere entwickelt sich vor allem im Kontext der beiden großen stadtplanerischen Aufgaben der 60er und 70er Jahre, nämlich der Stadterweiterung und der Stadterneuerung.

3. Neue lokale Lebenszusammenhänge durch Stadterweiterung und Stadterneuerung

Mit der rasanten Stadterweiterung und dem umfangreichen inneren Stadtbau, die beide als Konsequenzen eines tiefgreifenden ökonomisch bedingten Wandels der Tertiärisierung der Städte begriffen werden müssen, in deren Verlauf sich sowohl die City-Funktionen ausdehnten als auch Wohnbevölkerung verdrängt wurde, wurden für große Gruppen von Menschen neue lokale Lebenszusammenhänge gestiftet (Neubauviertel) bzw. bestehende lokale Lebenszusammenhänge durch Sanierung transformiert (Altbauquartiere).

In der Art und Weise dieser in dem vorgenommenen Umfang bisher noch nicht dagewesenen staatlich-kommunalen Schaffung von lokalen Lebensbedingungen läßt sich ablesen, welche Vorstellungen über mikrolokale Lebenszusammenhänge vorhanden waren bzw. abschätzen, welchen Stellenwert man einer Verkoppelung diverser Funktionen zugemessen hat. Auf diese Teilräume konzentrierte sich nun – nicht zuletzt auch unter

²⁴ Ebda., S. 91.

²⁵ H. Häußermann / W. Siebel, Thesen zur Soziologie der Stadt, in: Leviathan H. 1, 1978, S. 486.

zunehmenden methodischen Schwierigkeiten gesamtstädtischer Analyse – die stadtsoziologische Forschung.

a) Stadterweiterung

Nach den bekannten Arbeiten über die Lebensverhältnisse in den modernen Großsiedlungen am Stadtrand²⁶ findet dort die räumliche Fragmentierung des lokalen Lebenszusammenhangs ihren schärfsten Ausdruck insofern, als nun die Wohnfunktion von anderen Lebensbereichen – vor allem der Arbeitswelt – isoliert wurde. Die großflächigen monofunktional strukturierten und abseits gelegenen Wohngebiete zwingen den Bewohnern in der Regel ein spezialisiertes Verhalten auf, indem sie einen kurzfristigen Tätigkeits- und Rollenwechsel erschweren und damit einer Zersplitterung eines sich alltäglich herstellenden Lebenszusammenhangs Vorschub leisten. Über die reale und symbolisch vermittelte Fragmentierung ehemals zusammenhängender Lebensformen hinaus produzierte die »Parzellierung des Alltags« (F. Romeiß-Stracke) in monofunktionalen Stadtbereichen wahrscheinlich auch eine bewußtseinsmäßige Trennung der Lebensbereiche. Ist zunächst eine Überbrückung der getrennten funktionalen Bereiche lediglich ein Problem der physischen Raumüberwindung einschließlich der damit verbundenen Kosten, insbesondere für ökonomisch benachteiligte Gruppen, so stellt sich das Problem einer Reintegration ungleich komplizierter, wenn aufgrund mangelnder Erfahrbarkeit der Zusammengehörigkeit verschiedener Lebensbereiche bei den Betroffenen die psycho-soziale Fähigkeit zur Verklammerung der Handlungsfelder schwindet.

Die stereotype Reihung von Wohnbauten und die vornehmlich vertikale Stapelung der Wohnungen trug mit dazu bei – so der durchgehende Tenor der damaligen Studien – die nachbarlichen Beziehungen auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Diese Reduzierung der Nachbarschaft, die als einzig lokal begründete Sozialfiguration immer wieder vorrangig thematisiert wurde, auf ein ritualisiertes Distanzgebaren entfunktionalisierte sie als soziale Pufferzone zwischen der Sphäre der Öffentlichkeit und der Privatheit und entwertete sie als Medium der kollektiven Selbstorganisation im Prozeß möglicher Aneignung der quartierlichen Umwelt: anstelle der nachbarschaftszentrierten, leben sie in einer familienzentrierten Gesellschaft.²⁷ Besonders betroffen sind Angehörige unterer Sozialschichten,²⁸

²⁶ Vgl. u. a. R. Weeber, Eine neue Wohnumwelt, Stuttgart u. Bern 1971; K. Zapf / K. Heil / J. Rudolph, Stadt am Stadtrand, Frankfurt a. M. 1969; H. Becker / K. D. Keim, Gropiusstadt. Soziale Verhältnisse am Stadtrand, Stuttgart 1977; J. P. Kob u. a. Städtebauliche Konzeptionen in der Bewahrung: Neue Vahr, Göttingen 1972.

²⁷ Vgl. E. Pfeil, Großstadtforschung. Entwicklung und gegenwärtiger Stand, Hannover 1972.

²⁸ Viele der neuen Großsiedlungen haben sich zu »sozialen Brennpunkten« (Deutscher Städtetag) entwickelt. In die durch freiwilligen Auszug stabiler Mietergruppen sich entleerenden Wohnungsbestände wurden in den letzten Jahren zunehmend soziale Problemgruppen eingewiesen. Diese, in Teilen drastische Kumulation von freiwilliger und obrigkeitlich verordneter sozialer Segregation leitet soziale Erosionsprozesse ein, die auch auf z. Z. noch sozial ausgewogene Teilräume der Großsiedlungen überzugreifen drohen.

die traditionellerweise stärker nachbarschaftsorientiert leben, sowie die sozialen bzw. demographischen Randgruppen der Alten, Jugendlichen und Kinder, die stärker als die erwerbstätige Bevölkerung auf befriedigende Nahkontakte angewiesen sind: gerade ihre Wünsche fallen jedoch fast immer durch die groben Maschen eines bis dahin ungebrochen in der Tradition quantifizierender empirischer Sozialforschung stehenden standardisierten Erhebungsverfahrens. Weder auf der Ebene sozialer Verkehrsformen noch über die als Symbolvermittler ungeeignete Rasterarchitektur konnten jene identifikatorischen Prozesse in Gang gesetzt werden, die jene Altbauquartiere entwickelten bzw. versprachen, in denen die Bedeutung lokaler Identität entdeckt wurde.

Kritisch gegenüber den Studien über Neubausiedlungen ist vor allem zweierlei hervorzuheben: Einmal sind sie in der Regel der funktionellen Aufsplitterung städtischen Lebens in reine Wohn- und Arbeitsgebiete insofern umstandslos gefolgt, als sie das Thema Arbeit auch weitgehend aus den Studien ausgelassen haben; zum anderen blieb die Beschäftigung mit den ökonomischen und politisch begründeten Entstehungsbedingungen der ›Grand Ensembles‹ defizitär.

b) Stadtumbau

Der innere Stadtumbau wird durch eine sog. »Krisenforschung«²⁹ begleitet, die – zumeist im Vorfeld drohender Sanierungsprozesse durchgeführt – möglicherweise eine romantisierende Verklärung des real existierenden sozialen Milieus in Altbauquartieren mit sich gebracht hat. Diese Forschung hat in Altbauquartieren eine soziale Dichte und Vielseitigkeit des quartierlichen Lebenszusammenhangs entdeckt: die verschiedenen Funktionen sind danach oft kleinräumig vermischt, Arbeit ist auch noch ein integraler Bestandteil des quartierlichen Lebens, die in der Regel sozial strukturell abgesunkene Wohnbevölkerung ist oft schon über Generationen ansässig, ökonomisch-finanzielle Notlagen verknüpfen sich mit teils engen sozialen Verwicklungen im »Milieu«, kollektive Aktionen und Selbsthilfe werden möglich und oft genug wird die räumliche Umgebung »emotional fixiert« (R. König) und erlangt dann symbolische Bedeutung als ein wesentlicher Pfeiler lokaler Identität, deren kollektiver Charakter sich durch oft jahrelange individuelle Identifikationsprozesse aufschichtet.

Flächensanierung bedeutet für viele Menschen auch »die Zerstörung ihrer identitätsverbürgenden Sozialstrukturen, mithin die Zerstörung von Nachbarschaft und Heimat im umfassendsten Sinn. Sanierung ... bringt also für die Bürger ... die Vertreibung aus der eigenen Lebensgeschichte mit sich.«³⁰ Gerade der lebensgeschichtliche Hintergrund wird als ein wichtiger Zugang zur Erklärung von Verhaltensweisen zunehmend von der biographischen Forschung in neuerer Zeit aufgearbeitet. Die starke lokale Bindung der

²⁹ J. Mühlich-Klinger, Das soziale Leben in innerstädtischen Wohnquartieren, in: Wohnen in der Stadt. Veröff. des Seminars für Planungswesen der TU Braunschweig, H. 18, 1979.

³⁰ H. E. Bahr, Industrielle Gewalt und Heimat in den reichen Gesellschaften, in: *ders.* / R. Gronemeyer (Hrsg.), Nachbarschaft im Neubaublock, Weinheim und Basel 1977, S. 28.

Bewohner in Altbauquartieren wurde insbesondere offenkundig, als die Deprivationen des sozial-räumlichen Lebenszusammenhangs durch sanierungsbedingte erzwungene Umsiedlungen erforscht wurden.³¹

Der Forschung über Neubauviertel und Altbauquartiere ist gemeinsam, die Bedeutung dieser Teilbereiche für das alltägliche Leben insbesondere der sozial und ökonomisch schwächeren Sozialschichten herausgearbeitet zu haben. Sie können gewissermaßen auch heute noch als die Scharniere fungieren, mit denen sich die gemeinschaftliche Aneignung des Raumes einer kleinen Gruppe mit der kollektiven Aneignung des gesamtstädtischen Raumes vermittelt oder anders ausgedrückt: »Ist die ›Gemeinde die Einheit der Gesellschaft, so ist das Viertel die Einheit der Lebensform.«³² Dies ist umso erstaunlicher, als aufgrund erhöhter räumlicher Mobilität, technologischer Entwicklungen, wie Verbreitung von Telefon und dem Auto als »Symbol und wichtigstes Requisit der überlokalen Verflechtung«³³ sowie dem Medium Fernsehen und neuerdings Bildschirmtext, Tendenzen zur Entlokalisierung lokaler Lebenszusammenhänge verstärkt möglich geworden sind.³⁴ Die offenkundige und verbreitete Resistenz gegenüber Alternativen zum lokalen Leben ist im Kontext der involvierten Sozialstruktur zu sehen: die Arbeiterschicht lebt traditional stärker lokal bezogen, während soziale Mittel- und Oberschichten traditional stärker überregional orientiert sind.

Gewissermaßen hat sich nun die Stadtsoziologie nach zwei Seiten hin zu rechtfertigen: einmal geht es um die These, daß städtische Probleme quasi aufgrund ihres ubiquitären Charakters in gesamtgesellschaftlichen aufgehen und zum anderen um die Tatsache, daß quasi unterhalb der gesamtstädtischen Ebene die Relevanz von sozial-räumlichen Strukturen für den alltäglichen Lebenszusammenhang entdeckt wurde. Indem sich die empirische Stadtforschung immer stärker mit partialen Problemanalysen auseinandersetzte, hat sie den lokalen Lebenszusammenhang verschiedener sozialer Gruppen im ganzen jedoch immer mehr aus den Augen verloren.

4. Politisierung der Stadtsoziologie

Seit Ende der 60er Jahre kann man von einer Politisierung der Stadtsoziologie sprechen, die stärker als zuvor eine Anknüpfung an die allgemeine Gesellschaftsanalyse und staats-theoretische Diskussionen suchte. Auf politökonomische Theorieansätze zurückgreifend, wurden vor allem die sich in der herrschenden Stadtstruktur und -organisation manifestierenden Restriktionen für eine Verbesserung von Lebenslagen und Entfaltung von Lebens-

³¹ Vgl. M. Fried, Trauer um ein verlorenes Zuhause, in: Büro für Stadtplanung und soziale Arbeit (Hrsg.), Sanierung für wen? Berlin 1971, und für die Bundesrepublik; vgl. W. Tessin u. a., Umsetzung und Umsetzungsfolgen in der Stadtplanung, Basel 1983.

³² R. Mackensen (s. A 11), S. 22.

³³ Vgl. H. Oswald (s. A 14), S. 98.

³⁴ Vgl. H. Kromrey, »Enträumlichung« sozialen Verhaltens durch neue Informations- und Kommunikationstechnologien? Einige Thesen am Beispiel von Bildschirmtext, in: arch+, Nr. 2, 1984.

zusammenhängen, besonders für benachteiligte gesellschaftliche Gruppen und ihre mögliche Überwindung, thematisiert (z. B. Kritik des kapitalistischen Bodenrechts, Reproduktionschancen und kollektive Versorgung, lokale Macht- und Entscheidungsstrukturen und Partizipation). Wurde in früheren Phasen der Forschung die Aneignungsseite städtischer Umwelt besonders betont, so überwogen nun Arbeiten über Entstehungskontexte, wobei die Bedingungsfaktoren überwiegend in zentral-staatlichen Regelungen und gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen gesucht wurden, verschiedene lokale Konstellationen erscheinen nunmehr als Phänomene der Oberflächendifferenzierung.

Aus der Vielzahl möglicher Themen wähle ich hier die Segregations- und Partizipationsproblematik aus, da ihnen in der Forschungslandschaft der letzten Jahre ein hervorragender Stellenwert zukommt, und der Bezug zu unserer Fragestellung, der Entwicklung lokaler Lebenszusammenhänge eng ist insofern, als neben der funktionalen Zerteilung der modernen Stadtregion die soziale Segregation verschiedener Gruppen Anzeichen für Zergliederungen des lokalen Raumes sind, und zunehmend der politische Prozeß ins Blickfeld gerät, der für Desintegrationserscheinungen mit verantwortlich gemacht wird. Daher wird zunächst a) die soziale Ungleichheitsstruktur und kollektive Versorgung und b) die kommunale Politik und Partizipation selbst behandelt.

ad a):

Das dominierende Merkmal Sozialstruktur verknüpft sich in den verschiedenen Gesellschaftsformationen mit den räumlichen Verteilungsmustern im Begriff der sozialen Segregation: »Die Segregationsforschung kann daher als der zentrale Bereich der Stadtanalyse bezeichnet werden«³⁵ und wird im Zuge der Rezeption sozialökologischer Konzeptualisierungen und gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen in den 70er Jahren zusammen mit der funktionalen Trennung verschiedener Stadtbereiche bearbeitet. Durch neuere empirische Untersuchungen, sowohl in Amerika als auch in europäischen Ländern, ist hinlänglich gesichert, daß die Bevölkerung weitgehend nach sozialen Schichten bzw. Klassen sortiert wohnt – man spricht daher von »relativer Segregation« –, wobei sich die Arbeiterquartiere durch besonders ungünstige Lagequalitäten und eine oft mangelhafte Wohnbebauung auszeichnen. Wenn nicht die Ghattobildung von der jeweiligen Obrigkeit angeordnet wird (z. B. Bildung von Obdachlosenquartieren, Gastarbeiterlagern etc.), ereignet sich die räumliche Sortierung nach sozialen Schichten quasi alltäglich, indem sich eine, über den Preis für die Ware Wohnung vermittelte Verdrängungskonkurrenz vollzieht und jenseits dieser ökonomischen Begründung die schichtspezifische Absonderung von Gruppen auf gemeinsame soziale Verhaltensstandards, Werte und Normen sowie auf gemeinsame kulturelle Traditionen zurückgeht.³⁶

³⁵ J. Friedrichs, Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg 1977, S. 216.

³⁶ Vgl. U. Herlyn (Hrsg.), Stadt und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghattobildung und Stadtplanung, München 1974.

Über die gesellschaftlichen Auswirkungen einer weitgehenden sozialräumlichen Trennung gehen die Auffassungen stark auseinander, je nach den der jeweiligen Interpretation zugrundeliegenden Gesellschaftsmodellen.³⁷ Fest steht nur so viel, daß mit der räumlichen Trennung nicht nur die Chance des realen sozialen Austausches, sei es spontan oder institutionsintern zwischen den Schichten schwindet, sondern auch eine bewußtseinsmäßige Abkapselung Platz greift, so daß sich auf einer vor allem ökonomisch begründeten Trennung eine sozialkulturelle Fremdheit aufbaut, die zwar für den gesamten örtlichen Lebenszusammenhang desintegrierende Folgen haben muß, doch für die relativ sozial homogenen Mikrostrukturen integrativ wirken kann insofern, als soziale Verkehrsformen im homogenen Milieu besser funktionieren. Schon 1968 formulierte H. Berndt: »Die Homogenisierung der einzelnen Stadtteile, gleichgültig ob sie administrativ gefördert wird oder durch freiwillige Selektion zustande kommt, erfüllt Funktionen des Ghettos: Die Stärkung der Gruppe nach »innen« und Entfremdung gegenüber den Gruppen »draußen.«³⁸

Für die in bestimmten Arealen der Stadt konzentrierten ökonomisch und sozial schwachen Gruppen gibt es jedoch noch eine ganz entscheidende weitere restriktive Bedingung für die Durchsetzung von Lebensinteressen, nämlich die verminderten Chancen der Partizipation an staatlichen Leistungen im Wohnbereich. Die zunehmende Abhängigkeit von öffentlichen Dienstleistungen erfuhr in den 70er Jahren durch umfangreiche staatliche Leistungsbereitstellungen einen neuen ungeahnten Schub und ist auf Theoreme der zunehmenden Vergesellschaftung der Reproduktionskosten der Arbeitskraft zurückzuführen.³⁹ In dem Theorem der horizontalen Disparitäten, in dem die vertikale Dimension sozialer Schichtung durch quer dazu verlaufende, staatlich generierte unterprivilegierte Situationen und Bereiche ergänzt wird, wird es bei generell konstaterter Unentrinnbarkeit doch für wahrscheinlich gehalten, daß »im unteren Bereich der Einkommensskala sich

³⁷ Den auf ein gesellschaftliches Konfliktmodell zurückzuführenden Argumenten für die Trennung gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen Wohnvierteln wie z. B. a) Intensivierung der Nachbarschaft, b) Schutz von Minderheiten, c) Abbau von Konsumzwängen, d) Erhalt des Klassencharakters, stehen Argumente für eine Mischung von Schichten und Klassen im Wohnbereich gegenüber, hinter denen sich Ansätze zur Integration der (lokalen) Gesellschaft verbergen a) Entwicklung einer demokratischen Kultur, b) Erleichterung des sozialen Aufstiegs bzw. Einebnung sozialer Unterschiede, c) differenziertes Lernumfeld der Kinder und d) Selbstregeneration von Stadtvierteln. Vgl. hierzu U. Herlyn (Hrsg.) (s. A 36).

³⁸ H. Berndt, Ist der Funktionalismus eine funktionale Architektur? In: dies. / A. Lorenzer / Kl. Horn (Hrsg.), Architektur als Ideologie, Frankfurt 1968, S. 32.

³⁹ »Mit wachsenden Reproduktionskosten der Arbeitskraft (vermindert) sich zugleich der Anteil der Kosten, die auf dem Wege individueller Kaufkraft aufgebracht werden zugunsten des Anteils, der ... durch kollektive Versorgungsleistungen und andere aus Steuern finanzierte Vorkehrungen abgedeckt wird.« C. Offe, Bürgerinitiativen und Reproduktion der Arbeitskraft im Spätkapitalismus, in: ders. (Hrsg.), Strukturprobleme des kapitalistischen Staates, Frankfurt 1972, S. 156.

gleichsam die Effekte distributiver Benachteiligungen und horizontaler Disparität« kumulieren.⁴⁰

Untersuchungen zur Verteilung von Einrichtungen sozialer Infrastruktur auf verschiedene Bevölkerungsschichten in einer Reihe von Städten haben u. a. ergeben, daß sich in Arbeitervierteln nicht nur defizitäre Situationen häufen, und zwar hinsichtlich der Lebenschancen zuweisenden Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge, der Bildung und der städtischen Erholung (Freiräume), sondern auch, daß Arbeiter eine sehr viel größere Distanzempfindlichkeit besitzen: der ohnehin bei Arbeitern durchschnittlich geringere Gebrauch von infrastrukturellen Einrichtungen sinkt mit zunehmender räumlicher Entfernung ungleich stärker ab als bei anderen Sozialgruppen.⁴¹ Das bedeutet aber, daß soziale Segregation unter den herrschenden politischen Verhältnissen eine Verschlechterung der Reproduktionsbedingungen der im Produktionsprozeß ohnehin Unterprivilegierten mit sich bringt.

Welche Bedeutung nun der sozialen Infrastruktur im lokalen bzw. quartierlichen Lebenszusammenhang wirklich zukommt, ist allerdings nach wie vor umstritten. So wird aus einer die alltägliche Lebenswelt ernst nehmenden Perspektive in neuerer Zeit Zweifel an einer, u. a. auf sozialen Infrastruktureinrichtungen basierenden zentralisierten »Versorgungskultur« angemeldet, die die Erosion von traditionellen, solidarischen Kommunikations- und Interaktionsformen, insbesondere in Arbeiterquartieren vorantreiben würde.⁴² Sie gehen dabei von einem quartierlichen Lebenszusammenhang aus, der sich aus einer Vielzahl von interaktiven Prozessen auf Gegenseitigkeit, gerade unter den Bewohnern von älteren Arbeiterquartieren, ergibt und befürchten seine Zerstörung durch mit infrastrukturellen Einrichtungen verbundene bürokratisch-herrschaftliche Reglementierungen und konsumorientierte, passivierende Verhaltensstile. Existiert jedoch eine nur rudimentäre Kommunikationswirklichkeit, dann können m. E. gerade soziale Infrastruktureinrichtungen, in denen definitionsgemäß die jeweilige Leistung durch kommunikative Beziehungen vermittelt wird, in sich zwar widersprüchliche, aber nützliche Vehikel zur erweiterten Aneignung der Quartierwelt werden, indem sie zumindest Chancen zur Aufnahme individueller Kontakte und ergänzender kollektiver Aktionen bieten. Um zu weiteren Aufklärungen über diese Fragen zu kommen, wird die weitere Forschung nicht nur verschiedene Quartierstypen unterscheiden müssen, sondern auch die Wirkung verschiedener und verschieden organisierter sozialer Infrastruktureinrichtungen zu prüfen haben.

ad b):

Bis Ende der 60er Jahre gab es in der Bundesrepublik praktisch keine politische Soziologie der Gemeinde. Um so vehementer rückten im Gefolge der Studentenbewegung Fragen der

⁴⁰ J. Bergmann u. a., Herrschaft, Klassenverhältnis und Schichtung, in: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages, Stuttgart 1969, S. 15.

⁴¹ Vgl. U. Herlyn (Hrsg.), Großstadtstrukturen und ungleiche Lebensbedingungen, Frankfurt 1980.

⁴² Vgl. R. Gronemeyer / H. E. Bahr (s. A 30) und J. Günther: Leben in Eisenheim, Weinheim u. Basel 1980.

Analyse lokaler Macht- und Entscheidungsstrukturen in das Zentrum des Forschungsinteresses.⁴³ Man kann seitdem nicht nur von einer »Politisierung der Stadtplanung« (H. Korte), sondern auch von einer entsprechenden Politisierung der Stadtsoziologie im weitesten Sinne sprechen. Immer häufiger wurden einmal Arbeiten vorgelegt, in denen sich stadtstrukturelle Analysen auch mit den Voraussetzungen, Durchführungsproblemen und möglichen Folgen der auf sie bezogenen Planungsmaßnahmen beschäftigen, und zum anderen wurde das lokale politisch-administrative System mit seinen gesellschaftssystemspezifisch begrenzten Handlungschancen selbst zum dominanten Thema der Analyse gemacht. Ausgehend von einer politischen Ortsbestimmung der Kommune in der Staatsorganisation gibt es eine breite Diskussion über Probleme der Kommunalpolitik, von der man sich die Aufdeckung von Freiheitspeilräumen durch Teilabkoppelungen von zentralisierten staatlichen Durchgriffen erhoffte. Die Frage, wer die Stadt regiert, ist insofern unter der Frage nach der Legitimität von Stadtforschung zentral, da auf der Ebene der Gemeinde trotz Vorentscheidungen auf vorgelagerten und übergeordneten politischen Ebenen die Bewohner den politischen Prozeß direkt beeinflussen können.

Das lokale politisch-administrative System wurde seit Ende der 60er Jahre mit sich spontan bildenden Bürgerinitiativen konfrontiert, die sich vor allem gegen den rigorosen Umbau der Städte, insbesondere der älteren, sozial eingespielten Stadtviertel, zur Wehr setzten. Hierüber gibt es eine Fülle von Fallbeispielen und Versuchen der theoretischen Einordnung in verschiedene Varianten der Demokratietheorien.⁴⁴ In unserem Kontext ist es wichtig, zu konstatieren, daß sich die betroffene Bevölkerung gegen die drastischen baulichen Veränderungen richtete, die ihren Ursprung zumeist in Kapitalverwertungsinteressen haben, die jedoch vom politischen Zentrum weitgehend mitgetragen und oft genug maßgeblich vorangetrieben wurden. Es ist letztlich ermutigend, daß die Bevölkerung in nicht unwesentlichen Teilen fähig war, aktiv ihren Lebensraum und damit auch die Chance zur Aufrechterhaltung ihrer Lebenszusammenhänge zu schützen gegen Versuche, kontrollierend, regulierend, steuernd von außen in sie einzugreifen und sie in einem fremden Interesse zu manipulieren. Auch gerade die neuen sozialen Bewegungen zeugen von einem zumeist lokal verwurzelten oder lokal ausgerichteten Widerstandspotential, das auch in Zukunft eine »Politisierung des Alltags« erwarten läßt. Nicht zu Unrecht zählen Häußermann und Siebel die Analyse der Krise der staatlichen Stadtpolitik zu den größeren Aufgaben einer kritischen Soziologie der Stadt.⁴⁵

⁴³ Vgl. R. Zoll, Gemeinde als Alibi. Materialien zur politischen Soziologie der Gemeinde, München 1972; H. G. Siewert, Stand der Forschung, in: Kl. Schmals u. ders. (Hrsg.), Kommunale Macht- und Entscheidungsstrukturen, München 1982.

⁴⁴ Vgl. stellvertretend für verschiedene Richtungen: B. Guggenberger / U. Kempf (Hrsg.): Bürgerinitiativen und repräsentatives System, Opladen 1978; C. Offe, Demokratische Legitimation der Planung, in: ders. (Hrsg.), Strukturprobleme (s. A 39); H. Faßbinder, Kapitalistische Stadtplanung und die Illusion demokratischer Bürgerinitiative, in: Probleme des Klassenkampfes, Sonderheft 1, Berlin 1971.

⁴⁵ Vgl. H. Häußermann / W. Siebel (s. A 25), S. 490f.

III.

Nach den vielseitigen Forschungen könnte man den Eindruck gewinnen, daß die wissenschaftliche Erörterung der Stadt als eine soziale Tatsache besonderer Art einen gesicherten Platz in der Soziologie gefunden hat. Aber früher wie heute gibt es prominente Stimmen, die die Stadt als Gegenstand einer auf sie gerichteten soziologischen Disziplin in Frage stellen. So hat die Geschichte der Stadtsoziologie immer ein Zweifel an ihrer Existenzfähigkeit begleitet. Schon 1907 kam W. Sombart zu dem Schluß: »Großstadt sei kein möglicher Gegenstand einer speziellen Soziologie.«⁴⁶ Später lehnte er wiederum die Stadt als Erkenntnisobjekt ab, »denn sie sei nur ein Bestandteil allgemeiner Vorgänge und damit nicht fähig, ein tragender Begriff in einem wissenschaftlichen System zu werden.«⁴⁷ In der Sozialökologie der Chicagoer Schule wurde schon in den 20er Jahren die »Stadt als Forschungsobjekt« der »Stadt als sozialem Laboratorium« gegenübergestellt.⁴⁸ C. M. Ahrensberg ergriff Anfang der 60er Jahre eindeutig Partei für die paradigmatische Erforschung, d. h. er akzeptierte die soziologische Stadtforschung als eine Methode für allgemeine Gesellschaftsanalyse, was nach R. König einer »Bankrotterklärung der Gemeindeforschung als Disziplin«⁴⁹ gleichkäme.

Angesichts der Quasiubiquität städtisch geprägter Lebensverhältnisse stellt sich heute erneut die Frage, ob Gemeinde bzw. Stadt als solche sinnvoll zum Erkenntnisobjekt einer Teilsoziologie gemacht werden kann. Nach Vorstellung von Sozialökologen soll die Soziologie der Stadt überführt werden in eine Siedlungssoziologie, mit dem Ziel einer generellen Theorie über die Zusammenhänge räumlicher und sozialer Organisation der Gesellschaft.⁵⁰ Systemorientierte Konzepte leiten die Frage nach den Zusammenhängen zwischen Raumgestaltung und Sozialleben, deren Theorie zwar umfassender ist als die traditionelle Stadt- und Gemeindeforschung, aber möglicherweise auch inhaltsleerer. »Diesem Konzept kommt der Themenbereich Stadt – als Indikator und Impuls gesellschaftlicher Verhältnisse und sozialen Handelns – weitgehend abhandeln«, kritisiert Kl. M. Schmals diesen Ansatz.⁵¹ Aus eher politökonomischer Perspektive erscheint Stadtsoziologie obsolet, da sie sich von der allgemeinen Gesellschaftsanalyse abgekoppelt habe. Auch wenn H. Häußermann und W. Siebel zukünftige Bemühungen noch als »Soziologie der Stadt« titulieren, hat für sie der Gegenstand eigentlich aufgehört zu existieren, wenn sie der heutigen Stadt die lokale Identität schlechthin absprechen. Nach ihnen kann die

Gemeinde, bzw. Teile von ihr, heute nicht mehr ein eigener Gegenstand soziologischer Forschung sein, sondern für sie ist »Stadt also nur der Ort, an dem die Gesellschaft in ihrer Struktur und ihren Konflikten erscheint.«⁵² Die städtische Ebene jedoch nur als Ausdruck bzw. Niederschlag gesamtgesellschaftlich produzierter und von dort analysierbarer Einflüsse einzuordnen, verstellt sich den Blick für die politisch und sozial wirksamen Impulse, die von den örtlichen Verhältnissen für die in ihnen lebenden Menschen ausgehen.

Hingegen ist ihnen beizupflichten, daß »eine Soziologie der Stadt heute anzuknüpfen hätte an den gesellschaftstheoretischen Ansätzen, die den Zusammenhängen zwischen politischen, ökonomischen, sozialen und räumlichen Entwicklungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene mit denen auf lokaler Ebene nachgehen.«⁵³ Allerdings ist auch das eine Selbstverständlichkeit; denn wer bei der Erörterung gesellschaftlicher Teilprobleme nicht versucht, den Bezug zum Ganzen der Gesellschaft herzustellen, verurteilt die Teilbetrachtung zu einer Kümmerform soziologischen Arbeitens. Das jedoch gilt für die Betrachtung eines jedweden Ausschnitts der gesellschaftlichen Wirklichkeit und ist nicht ein spezifisches Problem der Stadtsoziologie. Für sie kann und sollte es sicherlich kein Zurück zu den Gemeindeuntersuchungen der 50er und 60er Jahre geben, aber man wird örtliche Gegebenheiten auch nicht einfach nur in ihr materielles Substrat auflösen können, wie es bei sozialökologischen Konzeptualisierungen den Anschein hat, sondern jede Lokalität verfügt auch mehr oder weniger über ein besonderes ideologisches Substrat im Sinne normativer Regelungen für soziale Prozesse. Das hier Gemeinte wird m. E. sehr deutlich in Romanen und Erzählungen, »in denen die Stadt nicht nur als bloßer Ort von Begebenheiten beschrieben wird, sondern in denen sich das Schicksal der handelnden Personen aufs engste mit der jeweiligen Stadtstruktur verbindet, indem die Stadt als Barriere und zugleich Chance für die persönliche Entwicklung der handelnden Personen zentral verantwortlich gemacht wird.«⁵⁴

Der Stadt als lokaler Lebenszusammenhang wird auch in der Zukunft eine entscheidende Rolle bei der Erfahrungsbildung des modernen Menschen zukommen. »Lokale Identität von Stadtteilen als räumliches, soziales und symbolisch-kulturelles Phänomen existiert«⁵⁵ trotz aller Krisen und vermeintlichen Einbußen bzw. Abschwächungen. Ausdruck dafür ist ein wiedererstarktes Bewußtsein regionaler Verwurzelung, das sich an den Widerständen gegenüber der Gebiets- und Verwaltungsreform den Bemühungen um

⁴⁶ W. Sombart, Der Begriff der Stadt und das Wesen der Städtebildung, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 25, 1907, zit. in: E. Pfeil, Großstadtforschung, Hannover² 1972, S. 1.

⁴⁷ W. Sombart, Städtische Siedlung, Stadt, in: Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1931, zit. nach E. Pfeil, Großstadtforschung (s. A 46), S. 162.

⁴⁸ Vgl. J. Friedrichs (s. A 35), S. 14.

⁴⁹ R. König (s. A 10).

⁵⁰ Vgl. J. Friedrichs (s. A 35), S. 19.

⁵¹ Kl. Schmals (s. A 43), S. 94; vgl. auch kritisch K. D. Keim, Was leistet die sozialökologische Stadtforschung? In: Leviathan, Zeitschr. f. Sozialwiss. 6 (1978), H. 4.

⁵² H. Häußermann / W. Siebel (s. A 25), S. 483.

⁵³ Ebda., S. 485.

⁵⁴ Vgl. vor allem V. Klotz, Die erzählte Stadt, München 1969. – Die Rolle einer spezifischen Stadt für das eigene Leben wird überaus eindringlich erörtert in dem Essay von Th. Mann, Lübeck als geistige Lebensform (zuerst 1926), in: Deutsche Landschaft, hrsg. von H. J. Schneider, Frankfurt a. M. 1981.

⁵⁵ F. Romeiß-Stracke, Freizeitorientierte Wohnumfeldverbesserung und lokale Identität, in: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung (Hrsg.), Handlungsfeld Freizeit, Dortmund 1984, S. 53.

alternative Lebensformen, an wiedererwachenden Stadtteil- und Gruppenkulturen, lokalen Bürgerinitiativen, Selbsthilfefaktionen und vieles andere mehr zeigt.

Nicht von ungefähr wurde es in den letzten Jahren wieder hoffähig, von Heimat als dem Ort, an dem Menschen langjährige Erfahrungen zur Gewinnung von Identität sammeln können, zu sprechen und über Heimat zu schreiben, ein – wie Bevölkerungsumfragen ergaben – sehr positiv bewerteter Begriff, der quasi als ein Gegenbegriff zur anonymisierenden Gesellschaft verstanden wird. Politisch ist Heimatlichkeit als Lebensform sicher ambivalent einzuschätzen: als konservative »Fluchtburg« einerseits und als »Bastion der Verweigerung« gegenüber gesamtgesellschaftlichen Anpassungsforderungen andererseits. Von der Stadtsoziologie wird Aufschluß über die veränderten Bedingungen und Bedeutungen lokaler Identität erwartet und immer wieder Antworten auf die Frage, welche Rolle dem sozialen Zusammenhang der Stadt als Ausdruck und zugleich bestimmendes Element der Entwicklung einer verstädterten Gesellschaft bei dem Aufbau der sozial-kulturellen Person zukommt.

Auf der methodischen Ebene sind die Antworten der Stadtsoziologie im Zusammenhang mit dem Wandel von quantitativen zu qualitativen Verfahren in der empirischen Sozialforschung zu sehen: Abkehr von großangelegter Umfrageforschung und Hinwendung zur biographischen Methode. Indem sie an den lebensgeschichtlich begründeten subjektiven Erfahrungen und durch sie begründeten Erwartungen ansetzt, gewinnt sie m. E. neue Möglichkeiten, lokale Zusammenhänge und Muster ihrer Aneignung zu erfassen. Im Rahmen der Trendwende zur historisch-soziologischen Stadtforschung als Verlaufsforschung muß die Ambivalenz erkannt werden, die darin liegt, daß über der Erfassung individueller Lebenschancen und Lebensrisiken im räumlichen Zusammenhang die Herausbildung bzw. der Wandel kollektiver Identitäten verschiedener sozialer Gruppen in diversen Territorien möglicherweise vernachlässigt wird. Sicherlich wird es auch in Zukunft eine Vielzahl von Forschungen geben, bei denen die Stadt lediglich Ort von Untersuchungen ist, die nicht die gemeindlichen Strukturen und Prozesse, sondern ganz andere Themen zum Gegenstand haben. Bei diesen, die Stadt lediglich als Paradigma verwendenden Untersuchungen mögen sich nebenbei wichtige Informationen über lokale Lebensformen ergeben, mit Stadtsoziologie im engeren Sinne hat das jedoch kaum etwas zu tun.

Die wissenschaftliche Diskussion geht z. Z. in eine zunehmende Distanz zu Alltagsproblemen der Verwaltung, die sich aufgrund mangelnder Ressourcen z. Z. wieder mehr auf den Vollzug als auf die Planung konzentriert. Der Verwertungsdruck auf stadtsoziologische Forschungen schwindet in dem Maße, in dem Städtebau als Feld öffentlicher Intervention stagniert: Ende der Stadterweiterung, Rückläufigkeit des sozialen Wohnungsbaus, geringfügige Stadterneuerung. Die Stadtsoziologie sollte die Interventionspause nutzen, um über ihr Selbstverständnis erneut nachzudenken, da sie sicher später wieder verstärkt nach ihrer Praxisrelevanz gefragt wird, was prinzipiell der Entwicklung wissenschaftlicher Disziplinen nicht abträglich ist.

Andreas Billert, Colin de Lage, Horst H. Siewert

Altstadtsanierung: zum Beispiel Lübeck

Redaktionelle Vorbemerkung

Hier – wie in dieser Reihe üblich – eine geschichtliche, stadtbauhistorische oder siedlungstypologische Darstellung der Hansestadt voranzustellen, war angesichts des Umfangs dieser Themen nicht möglich. Auch dürfen angesichts der Bedeutung Lübecks beim Leser allgemeine Kenntnisse hierzu vorausgesetzt werden. Die folgenden Beiträge konzentrieren sich auf die spezifischen Probleme und die Methode der laufenden Sanierungstätigkeit.

Die Hansestadt Lübeck, ein Schwerpunkt des bundesweiten Sanierungsgeschehens

In einer Stadt wie Lübeck, in der das Sanierungsgeschehen seit bald 15 Jahren die Entwicklung unserer Innenstadt – diese entspricht bis auf den kriegszerstörten Teil unserer Altstadt – bestimmt, muß der Sanierungsbegriff eine umfassende Bedeutung erhalten haben. So dürfen bautechnische, denkmalpflegerische, stadtplanerische Probleme keine isolierte Betrachtung finden, sondern müssen eingebunden sein in das hohe Ziel der Sanierung, dem Wohl der Allgemeinheit zu dienen; die Belange der Betroffenen, insbesondere der Eigentümer, der Mieter und Pächter und die der Allgemeinheit sind gerecht gegeneinander abzuwägen. Nachzulesen ist dieses im § 1 des Städtebauförderungsgesetzes.

Schon vor Inkrafttreten dieses Gesetzes fanden sich in Lübeck Gesellschaften, die sich besonders im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus um die Erhaltung der dem Verfall preisgegebenen Stiftshöfe mit dem Ziel der Erstellung zeitgemäßer Altenwohnungen widmeten. Auf der Basis eines Gutachtens zur Vorbereitung der Sanierung der Lübecker Altstadt faßten die städtischen Gremien den Beschluß, in einer Projektgruppe unter Federführung des Stadtplanungsamtes weitere Voruntersuchungen zu erarbeiten und stadtplanerische, denkmalpflegerische, sozialplanerische und finanzwirtschaftliche Ziele zu definieren. 1972 berieten die politischen Gremien den ersten Sanierungsbericht. Hieraus entwickelte sich ein Zielsystem, das drei unterschiedliche Strukturen auf sich vereinigen konnte: die Stadt in ihrer Zentralfunktion, die Stadt als kulturelles Denkmal, und die Stadt als Wohnplatz.

Diese Zieldiskussion wurde in allen Bereichen nie statisch geführt, sondern stets fortentwickelt. Engagiert arbeiteten die Bürger als Einzelpersonen oder in Bürgerinitiativen an der Zielformulierung mit. Im Rahmen der weiter vorangetriebenen Voruntersuchung gab es Berichte der Verwaltungen zum Thema „Wohnen in der Innenstadt“, sozialplanerische Untersuchungen und ständig im Feinheitsgrad zunehmende städtebau-



Abb. 1: Lübeck – Altstadt
Schematischer Altstadtplan
mit Eintragung der Sanierungsgebiete Block 90–91.

liche Bestandsaufnahmen bis hin zu einer Stadtbildanalyse. Durch die weit über die Stadt verstreute denkmalgeschützte Bausubstanz scheidet eine Flächensanierung bis auf einen kleinen, ehemals gewerblich genutzten Bereich aus. Die kleinteiligen Strukturen mit ihren unterschiedlichen Eigentumsverhältnissen brachten es mit sich, daß – unter Ausklammerung der reinen Citylage – der Wohnungsbau oberster Sanierungsinhalt wurde. Alle bislang erklärten Sanierungsgebiete liegen in typischen Altstadtwohnquartieren. Der in Lübeck eingeschlagene Weg zwingt zu einer äußerst behutsamen Überformung des vorgefundenen Stadtbildes. Damit schien der Inhalt des Städtebauförderungsgesetzes oft nur schwer handhabbar zu sein, da hier die Beseitigung baulicher Anlagen und die Neubebauung ein starkes Gewicht haben. Die Bauherren bekamen mit einer Erhaltungssatzung auf der Basis des § 39h BBauG und einer Gestaltungssatzung deutliche technische und gestalterische Hinweise, so daß das Kulturdenkmal Lübeck in seiner Gesamtheit zu keiner Zeit gefährdet war. Ausrutscher aus früherer Zeit werden im Rahmen der zukünftigen Sanierungsmaßnahmen allerdings korrigiert werden müssen.

Bis heute wurden 130 durchgreifende Modernisierungen von Einzelobjekten durchgeführt. Diese Maßnahmen führten zu Gesamtkosten von 125 Mio. DM und einem Einsatz von Städtebauförderungsmitteln in einer Größenordnung von ungefähr 45 Mio. DM.

In den letzten Jahren hat sich hier eine Kontinuität des Sanierungsgeschehens eingestellt, das heißt bei einem durchschnittlichen Bauvolumen von rund 50 Mio. DM pro Jahr

werden Städtebauförderungsmittel zwischen 10 und 20 Mio. DM eingesetzt. Hinzu kommt eine Besonderheit: zwei in Lübeck tätige Stiftungen haben bisher fast 20 Mio. DM in die Altstadtsanierung fließen lassen. Um die finanzwirtschaftliche Dimension dieser Aufgabe zu unterstreichen, hat die Hansestadt Lübeck das voraussichtliche Gesamtvolumen der Sanierung ermitteln lassen. Mit einem Einsatz von 1,3 Milliarden DM kann es demnach gelingen, den Substanzverfall aufzuhalten und das Niveau einfacherer Instandhaltungs- und Modernisierungsmaßnahmen zu erreichen. Erst dann wird die Schadensliste, die 1972 aufgestellt wurde, abgearbeitet sein: überwiegend giebelständige Häuser brachten mit ihren innenliegenden Dachrinnen eine Zerstörung aller Balkendecken mit sich. Handwerkerreparaturen leiteten den Haustod ein. 30% der Innenstadthaushalte verfügten nicht über eine eigene Toilette, 60% nicht über ein eigenes Bad oder über eine Dusche.

Diese Mißstände brachten es mit sich, daß gewachsene Bewohnerstrukturen abbröckelten. Die mangelnde Qualität des Wohnraumes führte zu einer sinkenden Miete. Dieses wiederum gab selbst willigen Eigentümern nicht mehr die Möglichkeit, ihr Haus in Dach und Fach in Ordnung zu halten. Noch 1982 wurde bei vorbereitenden Untersuchungen in einem zukünftigen Sanierungsgebiet festgestellt, daß 15% der Haushalte über keine eigene Toilette verfügen und daß bei über 77% aller Gebäude bauliche Maßnahmen bis zur durchgreifenden Sanierung notwendig sind. Festgestellt wurde dabei auch eine überdurchschnittliche Anzahl älterer Bewohner und ausländischer Familien, die durch eine häufig noch hohe Kinderzahl zu einer Verschärfung des Verhältnisses zwischen dem Quadratmeter Wohnfläche und der Einwohnerzahl je Quartier führt.

Es ist nicht zu verkennen, daß durch eine durchgreifende Sanierung innerhalb eines Quartiers die an sich schon große Fluktuation der Bewohner verstärkt wird. Viele, ursprünglich nur für die Dauer der Sanierung mit anderem Wohnraum versorgte Einwohner sind später nicht mehr bereit, in ihre angestammten Häuser zurückzukehren. Neben den gestiegenen Mieten wird dieses meist durch das Herauslösen aus einer beengten, schlechten Wohnsituation bedingt. In einer Untersuchung hat das Stadtplanungsamt festgestellt, daß 26% aller befragten Bewohner einen Wohnungswechsel anstreben, auch unter Inkaufnahme einer eventuell höheren Mietbelastung. Dabei wird eine Rolle spielen, daß neue Wohnungsgrundrisse mit neuen sanitären Einrichtungen, besseren Belichtungen und anderem mehr geschaffen werden, so daß die Attraktivität der Altstadt insgesamt zunimmt und dieses zu einem Zuzug der bislang »im Grünen« Wohnenden führt. Bei den Arbeiten, die Altstadt durch Sanierungsmaßnahmen langfristig zu revitalisieren, ist ein besonderes Schwergewicht auf die problematischen Bewohnergruppen der alten Mitbürger und der ausländischen Familien, sowie minderbemittelter Bürger zu legen. Bei der Erklärung eines jeden Quartiers zu einem Sanierungsgebiet wird daher seitens der Hansestadt Lübeck besonders darauf hingewiesen, daß die an sich sehr bürgerschonende Einzelsanierung sich auch um die Wohlfahrt dieser besonderen Gruppen zu bemühen hat.

Nicht nur die sozialen Probleme der in der Innenstadt wohnenden Bürger sollten

angesprochen werden, sondern auch die durch die Sanierung unserer Altstadt beschäftigten Mitarbeiter aller Gewerke am Bau, die Architekten, Beamten und Angestellten der Verwaltung. Der Sanierungsträger hat beginnend im Herbst 1982 bis zum Herbst 1983 bei den durch Städtebauförderungsmitteln finanzierten Maßnahmen Erhebungen über die Anzahl der direkt mit der Sanierung Beschäftigten angestellt. In dieser Zeit wurde mit einem Fördervolumen von 22,5 Mio. DM ein Bauvolumen von 42,6 Mio. DM durchgeführt. Dabei wurden 26 Ordnungsmaßnahmen, 15 Modernisierungsuntersuchungen und 34 Baumaßnahmen überprüft. Insgesamt konnten 1217 Arbeitsplätze gezählt werden, die durch diese Maßnahmen ständig gesichert worden sind. Dieses ist sicherlich durch viele kleinteilige Arbeiten in engen Hinterhöfen ohne den Einsatz großer Baumaschinen bedingt. Sanierungskontinuität wirkt sich also auch auf die Arbeitsmarktlage aus.

Nur durch den Einsatz der Städtebauförderungsmittel hat die stark mit Finanzsorgen kämpfende Hansestadt Lübeck die Möglichkeit, diese wichtige Nachkriegsaufgabe durchzuführen. Bekannt ist, daß die Städtebauförderung (bis 1985) zu je einem Drittel von Bund, Land und Gemeinde gewährt wird. Durch einzelne Sonderfinanzierungen seitens des Landes konnte der durchschnittliche Eigenfinanzierungsanteil der Stadt auf ca. 20% reduziert werden. Doch auch dieses ist eine Größenordnung, von der nur zu hoffen ist, daß sie die Hansestadt Lübeck auch zukünftig aufbringen kann. Insbesondere gilt dieses für die kürzlich durch den Bund (bundesweit) von 330 Mio. DM auf eine Milliarde DM aufgestockten Städtebauförderungsmittel. Gemeinsam mit der Hansestadt Lübeck hat der



Abb. 2: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91

Bestandsaufnahme. Schraffiert: die zum ersatzlosen Abbruch vorgesehenen Gebäude (nach M. Kirchner, Hamburg).

Sanierungsträger ein erweitertes Maßnahmenprogramm für den mittelfristigen Planungszeitraum bis zum Jahre 1990 vorgelegt. Es wurden dabei 280 Einzelmodernisierungen neben den notwendigen infrastrukturellen Begleitmaßnahmen vorgeschlagen. Gleichfalls verdreifacht sich die Anzahl der erforderlichen Ordnungsmaßnahmen in den einzelnen Quartieren. Es besteht die berechtigte Hoffnung, daß durch die Aufstockung der Bundesmittel das Bauvolumen in Lübeck sich auf einem Niveau von rund 100 Mio. DM pro Jahr im Rahmen der Altstadtsanierung einpendeln wird. Erste Beschlüsse zu einer Anpassung der städtischen Eigenfinanzierungsquote wurden bereits gefaßt. Damit besteht nun die Möglichkeit, neue Satzungsgebiete zu erklären und, gestützt auf einen innerstädtischen Rahmenplan, noch zügiger als bislang unsere Stadt wieder mit zeitgemäßem, urbanem Wohnraum auszustatten. Wegen der Vielzahl der Häuser in der Lübecker Altstadt wird dieses jedoch nicht zu einem völligen Strukturwandel führen. Gewollt ist eine Anpassung der Mieter- und Eigentümerstrukturen an gewachsene Verhältnisse, eine Reduzierung der Fluktuation und eine Rettung des gesamten Stadtdenkmals. (Colin de Lage)

Die Sanierung im Block 90/91 der Lübecker Altstadt 1980–1984 (Versuch einer Zwischenbilanz)

Das ehemalige Gründerviertel, die Breite Straße, die südliche Straßenzeile der Oberen Beckergrube sind Zeugen des Wiederaufbaus nach 1944 und des damaligen Versuches, die Altstadt zu modernisieren. Jeder auch, der vor dem Gebäude der Lübecker Zeitung »Lübecker Nachrichten« in der Königstraße steht, kann das exemplarischste Beispiel der »Sanierung« der 50er und 60er Jahre betrachten: Auf der rechten Seite das riesige Karstadtgebäude, auf der linken Seite der verglaste Bau eines anderen Warenhauses, dazwischen – fast wie ein Fremdkörper – die gotische Marienkirche. Diese damaligen Sanierungsvorstellungen gehören inzwischen der Geschichte an. Kurz nach 1970 hat sich der Weg der Altstadtsanierung in Lübeck völlig verändert.

Es waren zuerst die Lübecker Gemeinnützigen Wohnungsunternehmen – die »Trave« und »Heimstätten-Gesellschaft« –, die in den frühen 70er Jahren ein neues Sanierungskonzept ins Leben gerufen haben. Die berühmten Lübecker Stifte und Höfe: Glandorpsgang und Glandorps Hof, Füchtingshof und Haasenhof – bedeutende Architekturensembles des 17. Jahrhunderts –, wurden damals nach den neuen Grundsätzen *Erhaltung der historischen Bausubstanz und des historischen Stadtbildes bei gleichzeitiger Gewinnung der alten Bauten für neue Funktionen* saniert.

Bezeichnend war auch dabei, daß die sanierten Stifte und Höfe, die ursprünglich als Wohnstifte für Bedürftige errichtet wurden, nach der Sanierung weiter ihren ursprünglichen Sinn als gemeinnützige Einrichtungen (sozialer Wohnungsbau für ältere Mitbürger) beibehalten haben. Mit diesen Maßnahmen wurde der erste Schritt in Richtung der erhaltenden Sanierung in Lübeck getan. Bald schließen sich diesem Beispiel private

Bauherren an, die die historischen Altstadt Häuser in Lübeck als Wohnobjekte entdeckt haben, in der immer stärker werdenden Tendenz: zurück in die Altstadt. Seit etwa 1975 wirken auch in Lübeck Bürgerinitiativen, die sich angesichts der großen Zerstörung der Kriegszeit und vor allem der Nachkriegs-»Sanierung« kompromißlos für die Erhaltung der Lübecker Altstadt eingesetzt haben (Bürgerinitiative »Rettet Lübeck«) und welche auch die Lübecker um sich versammelten, die bei der Sanierung von Altsadthäusern tätig waren (Althausanierer-Gemeinschaft). Die Bürgerinitiativen wurden auch mit der Zeit zum Sprachrohr einer permanenten Sanierungskritik und beeinflussten weitgehend die öffentliche Meinung wie auch die städtische Sanierungspolitik. Trotz eines großen vorhandenen Ansatzes an Ideen, Gedanken und auch sachkundigem Wissen konnten die Bürgerinitiativen verständlicherweise eine wissenschaftlich fundierte Grundlage nicht ersetzen, die für eine erhaltende Sanierung immer dringender benötigt wurde. Diese Lücke konnte das 1981 errichtete Forschungsprojekt Innenstadt-Lübeck der Universität Hannover füllen. Das Forschungsprojekt befaßte sich unter anderem mit bauhistorischen Untersuchungen von Blöcken und einzelnen Bauten der Altstadt. 1980 wurde auch in der Hansestadt Lübeck ein Sanierungsträger, die Grundstücks-Gesellschaft »Trave« m.b.H., gegründet, der schon ein Jahr später angesichts einer wesentlichen Steigerung der Sanierungsaufgaben im Bereich der historischen Gebäude über eine Planstelle eines Architektur- und Kunsthistorikers verfügte. Im Jahre 1981 begannen auch die städtebaulichen Voruntersuchungen des Blockes 90/91 der Altstadt und gleichzeitig die ersten Sanierungsmaßnahmen in diesem Bereich. Das Forschungsprojekt schaltete sich dort mit seinen Untersuchungen sofort ein.

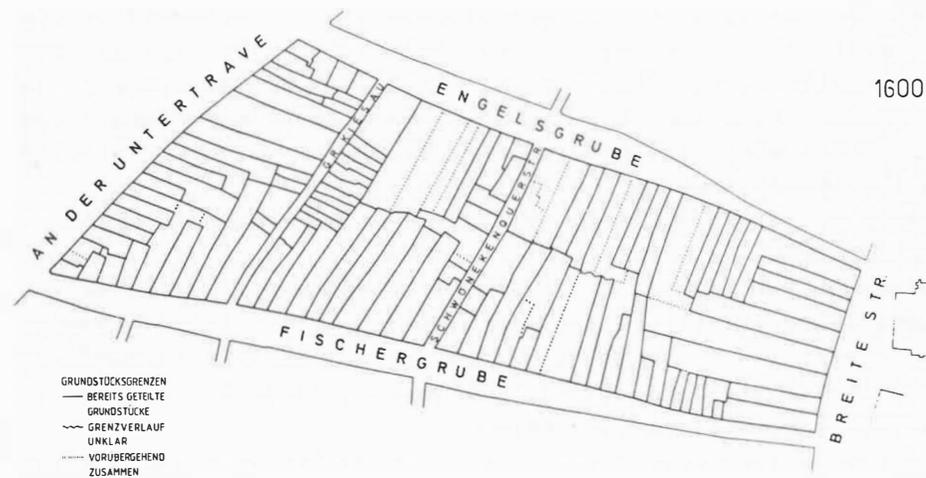


Abb. 3: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91 und 92
Grundeigentumsverhältnisse um 1600. Ergebnisse einer Untersuchung des Forschungsprojektes (nach M. Christensen-Streckenbach und M. Scheffel: Kleinhausbebauung in Lübeck 16. Jh. – Zeitschrift des Vereins für Lübecker Geschichte und Altertumskunde, Band 63/1983, S. 145–169).

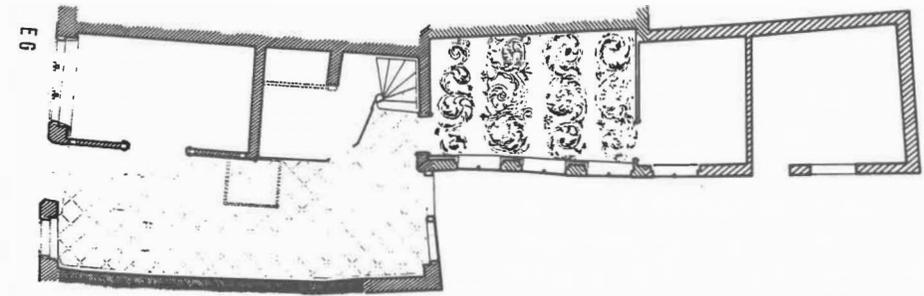


Abb. 4: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91
Kleinbürgerhaus des 16. und 18. Jhs. in der Großen Kiesau 11. Aufmaß des Erdgeschosses vor der Sanierung (Forschungsprojekt Innenstadt – Lübeck, M. Christensen-Streckenbach).

Unter diesen Voraussetzungen wurde im Block 90/91 der Lübecker Altstadt die Sanierung in Angriff genommen. Der Block 90/91 besaß im Rahmen der gesamten Altstadtstruktur eine besondere städtebauliche und bauhistorische Bedeutung. Es handelte sich hier um einen Stadtbereich, der nur zu einem verhältnismäßig kleinen Teil im Kriege zerstört wurde und der auch nach 1945 keine größeren Veränderungen erfahren hat. Die vorhandene Bausubstanz stammte aus der Zeit vom 13. bis in das 20. Jahrhundert und konnte schon nach Augenschein zumindest zu 80% als historisch wertvoll und erhaltenswert eingestuft werden. Erhalten waren – bis auf das südliche, im Kriege zerstörte Fragment des Blockes 91 – die historischen Grundstückszusammenhänge. Die Bausubstanz selbst wies eine große Vielfalt von Bebauungsformen auf: Giebelständige Bürgerhäuser, traufständige Kleinbürgerhäuser, die zum Teil aus neuzeitlichen Mietsreihenhäusern hervorgegangen sind, Speicher, wie auch zahlreiche Ganganlagen. Bald stellte sich heraus, daß schon aufgrund einer oberflächlichen Begehung angenommen werden mußte, daß nicht nur die Fassaden der Häuser alte, wertvolle Elemente beherbergten, sondern daß auch im Inneren mit wichtigen historischen Ausbau- und Ausstattungselementen zu rechnen ist. Dank dem eingeführten Verfahren, daß jeder Bauantrag, der ein Altstadt haus betraf, über die Denkmalpflege automatisch an das Forschungsprojekt weitergeleitet wurde, bestand auch die Möglichkeit, jedes Haus noch *vor der Sanierung* untersuchen zu können.

Die Bedeutung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse für die Altstadtsanierung lag vor allem darin, daß man auf diese Weise detaillierte Erkenntnisse über die historischen städtebaulichen Zusammenhänge, wie auch über die einzelnen Gebäude gewonnen hat, die für die darauffolgende Sanierungsplanung unentbehrlich waren. Es war dabei klar, daß es mit der Sanierung nicht selten zu einer grundsätzlichen Funktionsänderung des Gebäudes kommen muß. Man konnte aber viel besser entscheiden, wenn die Ergebnisse einer bauhistorischen Untersuchung vorlagen, welche Bauteile aufgrund ihrer besonderen Bedeutung erhalten bleiben müssen oder worin die typologischen Eigenarten des Gebäudes

liegen, die auch nicht verwischt werden durften. Man erkannte, daß eine optimale Sanierungsplanung eines historischen Hauses ohne das Wissen über seine Geschichte und seine ursprünglichen Zusammenhänge funktionell und gebäudetypologischer Art nicht möglich ist. Erfreulicherweise verstanden dieses sowohl die meisten bei der Sanierung beteiligten Architekten, wie auch selbstverständlich die Bauherren. Die letzteren haben doch die alten Häuser meistens deshalb erworben, um ein eigenes Haus zu gewinnen, um dort später in einer authentischen, historischen Atmosphäre wohnen zu können.

Angesichts der vielen Probleme, die bei einer sachkundigen Sanierungsplanung zu erwarten sind, mußten die einzelnen Entwürfe in einem breiten Umkreis diskutiert und abgestimmt werden. Die Abstimmungsgespräche fanden meistens unter Teilnahme der Bauaufsicht, des Stadtplanungsamtes, der Denkmalpflege und des Forschungsprojektes, wie auch des Stadtbildpflegers (dessen Stelle 1982 eingerichtet wurde) statt. Der Architekt und der Bauherr waren selbstverständlich an diesen Abstimmungsgesprächen auch beteiligt. In allen mit Städtebauförderungsmitteln geförderten Sanierungsmaßnahmen wirkte der Sanierungsträger als Vorprüf- und Koordinierungsstelle.

Wie gesagt, stellte das Sanierungsgebiet Block 90/91 einen Bebauungsbereich von besonderer historischer Bedeutung dar. Einer der wichtigsten Punkte der Sanierungsproblematik in diesem Stadtteil war das Verhältnis zwischen der überlieferten Historizität der gesamten Blockbebauung und den Forderungen des modernen Wohnens. Aus Sicht des modernen Städtebaus wies der Block 90/91 gravierende Sanierungstatbestände auf. Die dichte Bebauung, vor allem im Innenblockbereich, stellte sich als eine echte Antithese zu der modernen Vorstellung vom freien Wohnen mit Licht und Luft dar. Trotzdem hat die Stadt, nicht zuletzt aufgrund der Erkenntnisse der Bauforschung, von einer Entkernung des Blockinnenbereiches Abstand genommen. Man entschied sich, die vorhandene historisch gewachsene Bebauung weitgehend zu belassen. Entfernt sollten lediglich die Bauten werden, die im Laufe des 19. und 20. Jhs. auf ursprünglichen Freiflächen errichtet wurden (Schuppen, Garagen, Bunker, Industriebauten). In der Kleinteiligkeit der Parzellen und der dichten Bebauung der Grundstücke sah man mit Recht keinen Mißstand. Der Entwicklungsprozeß, der nach der bauhistorischen Untersuchung vom 13. bis zum 20. Jahrhundert andauerte, führte von ursprünglich großen Grundstücken (besonders denen an den Querstraßen) zu immer kleineren, aus denen sich schließlich die heutigen, schmalen Parzellen herausbildeten.

Zu den typischen Bauformen gehörte das Bürgerhaus an einer Straße oder »Grube« (steil zum Fluß abfallende Straßen) – ein giebelständiges Gebäude mit Seitenflügel, hinter dem sich oft noch eine Ganganlage befand, das Querstraßen- bzw. Kleinbürgerhaus, oft auch mit Seitenflügel (dieser Gebäudetypus ist meistens aus neuzeitlichen Mietsreihenhäusern hervorgegangen) und das Ganghaus – kleines 1- bis 2stöckiges Gebäude ohne Seitenflügel und Freifläche. Diese Eigenarten der Häuser sollten auch bei der Sanierung berücksichtigt werden. Die aufgrund der städtebaulichen Voruntersuchungen der Hansestadt Lübeck erstellten Sanierungskonzepte, die auch die Nutzungsart von einzelnen Gebäuden

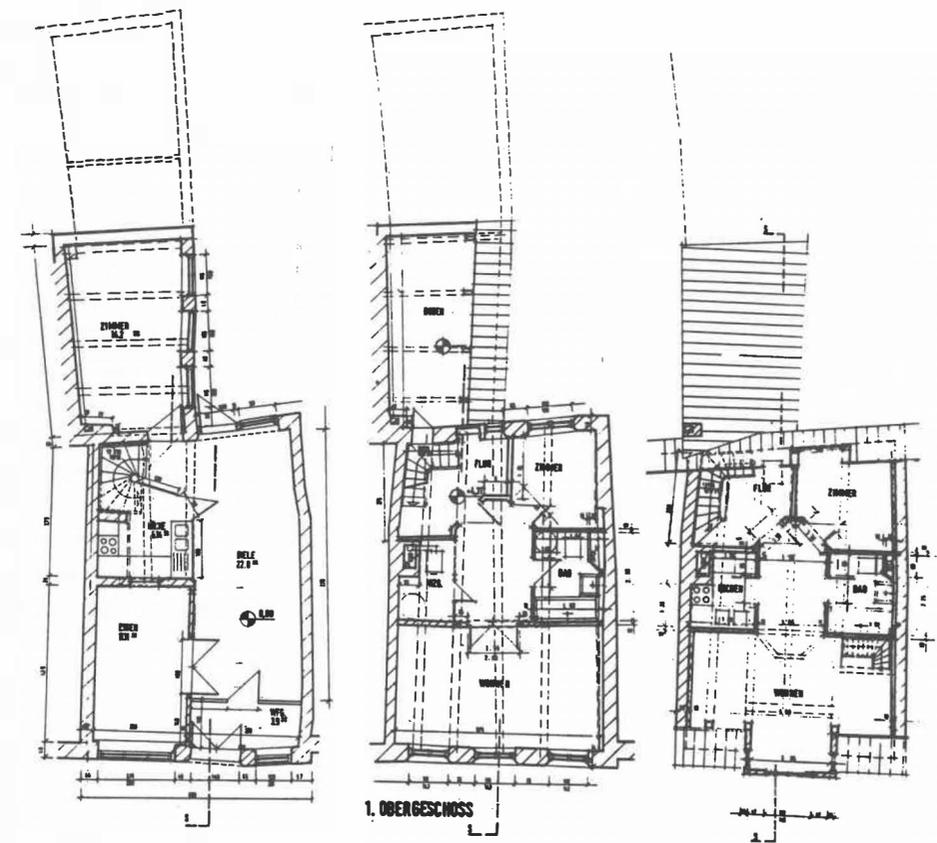


Abb. 5: Lübeck – Altstadt

Kleinbürgerhaus des 16. und 18. Jhs. in der Großen Kiesau 11. Sanierungsplanung (Arch. H. Riemann – Lübeck).

zum Teil festgelegt haben, gingen davon aus, daß die Randbebauung des Blockes vor allem zu Ein- bzw. Mehrfamilienhäusern saniert wird, wobei im Innenblockbereich die kleinteilige Gangbebauung lediglich für Einpersonenhaushalte oder für studentisches Wohnen vorbestimmt werden soll. Sowohl bei Vorderhäusern, wie auch bei Ganghäusern sah man eine Zusammenlegung von mehreren Gebäuden zu einer Wohnnutzung als nicht vertretbar an. Dieses würde dem haustypologischen Charakter der immer getrennt fungierenden Häuser, wie auch der Eigenständigkeit der Parzellen widersprechen. Nur ausnahmsweise wurden Ganghäuser zusammengelegt (je zwei) und zwar dort nur, wo ihre Größe eine Einzelnutzung nicht möglich machte.

Über den städtebaulichen Bereich hinaus brachten die bauhistorischen Untersuchungen im Block 90/91 wichtige Erkenntnisse über die Struktur der einzelnen Häuser. Es konnte zum Beispiel festgestellt werden, daß sowohl den größeren Bürgerhäusern, den Querstra-

ßenhäusern, wie sogar auch den Ganghäusern eine ähnliche Grundrißstruktur zu Grunde lag, die als besonders erhaltenswert betrachtet wurde.

In den meisten Lübecker Häusern befand sich im Erdgeschoß eine Diele mit der abgesonderten Vorderstube (Vordersornse), eine Feuerstelle (Küchenbereich) und eine Treppe. Die Dielenräume der größeren Kaufmannshäuser besaßen oft noch zusätzlich eine Galerie und eine Oberstube. Die darüberliegenden Geschosse dienten in größeren Häusern grundsätzlich und oft auch in Querstraßenhäusern als Lagerräume. Gewohnt hat man damals im Seitenflügel. In den Ganghäusern, die meistens keinen Seitenflügel hatten, wohnte man im ersten Obergeschoß. In vielen Häusern waren noch spezielle Einrichtungen zum Lastentransport im Bodenbereich (Windräder) erhalten. Die bauhistorischen Untersuchungen führten auch oft zur Entdeckung von zahlreichen Ausstattungselementen. Die Forderung, die vorgefundenen historischen Grundrißstrukturen bei der Sanierung zu erhalten, wurde zu einer der »eisernen Regeln« der erhaltenden Sanierung. Die Aufgabe war dabei, diese Grundriß- und Bebauungsstruktur mit einer »normalen« Wohnnutzung in Einklang zu bringen. In Zusammenarbeit mit den planenden Architekten entwickelte man Nutzungskonzepte, die in den meisten Fällen im Erdgeschoß der alten Häuser eine neue Nutzungsstruktur vorsehen (Kochen – Essen – Wohnen), welche den ursprünglichen Grundriß (Diele – Vorderdornse – Küche) nicht beeinträchtigen. Diese Lösungen sorgten

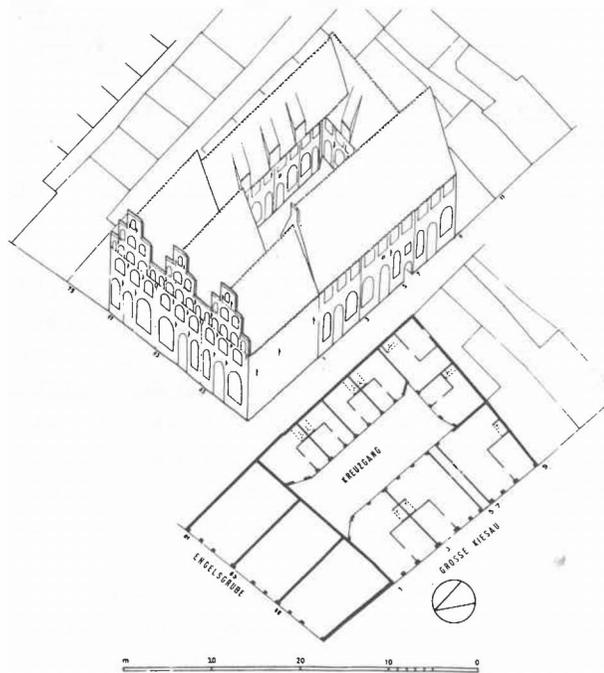


Abb. 6: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91

Wohnanlage des 16. Jhs. in der Großen Kiesau/Engelsgrube (Kreuzgang). Aufmaß und Rekonstruktion (Forschungsprojekt Innenstadt – Lübeck, M. Scheffel).

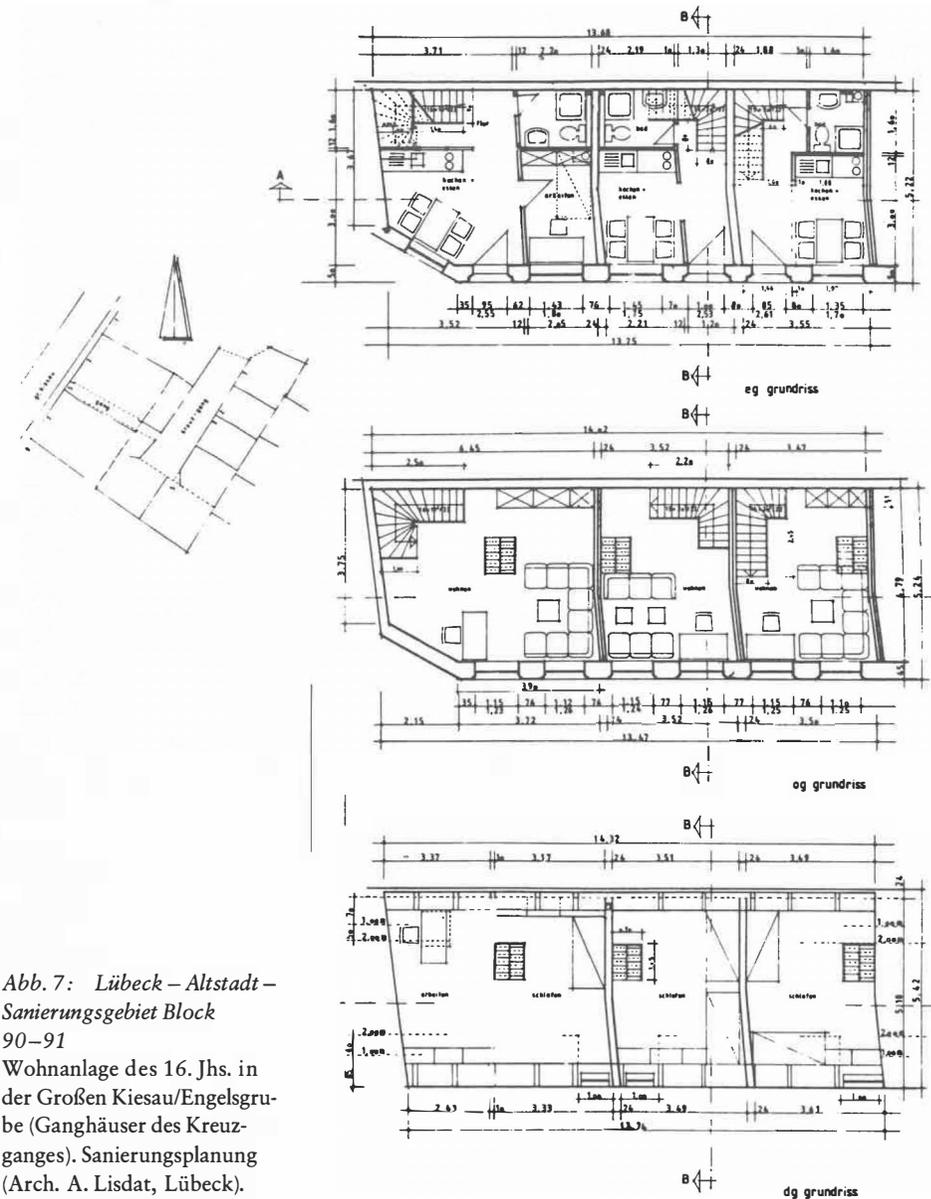


Abb. 7: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91

Wohnanlage des 16. Jhs. in der Großen Kiesau/Engelsgrube (Ganghäuser des Kreuzganges). Sanierungsplanung (Arch. A. Lisdat, Lübeck).

gewissermaßen für eine funktionelle Kontinuität. In den Obergeschossen wurden weitere Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmerbereiche untergebracht, ähnliches in den Seitenflügeln. Es gab dabei verschiedene Variationen dieses Programmes, je nach der Größe des Hauses oder danach, ob es einfaches Einfamilienhaus war oder eines mit einer Einliegerwohnung.

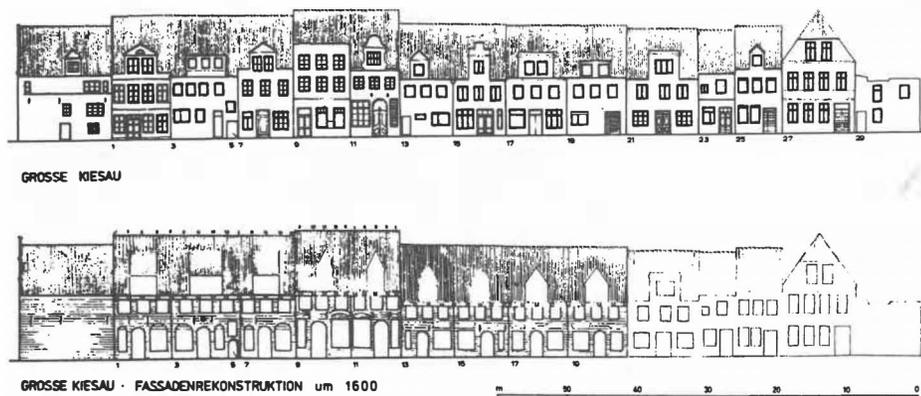


Abb. 7a: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91

Östliche Straßenseite der Großen Kiesau (darunter Kreuzgang Nr. 5). Oben der heutige Zustand, unten Rekonstruktion der Bebauung um 1600 (nach: M. Christensen-Streckenbach und M. Scheffel: Kleinhausbebauung in Lübeck im 16. Jh. (...) – Zeitschr. f. Lübeck. Gesch. und Altertumskunde, Band 63/1983, S. 145).

Es ging dabei vor allem darum, die noch in vielen Fällen erhaltenen historischen Hausstrukturen nicht zu beseitigen, sondern sie mit einem möglichst sinnähnlichen Wohn- und Nutzungsprogramm zu erfüllen. Die bei der Sanierung restaurierten Elemente der historischen Ausstattung – Wandmalereien, bemalte Balkendecken oder farbig gefaßte Galerieinbauten – haben dann den Innenräumen einen zusätzlichen Reiz verliehen. So wurden aus ehemaligen Bürgerhäusern mit ihrer ursprünglich reinen Geschäftsnutzung im Vorderhaus, ihren Lager- und Speicherräumen, anspruchsvolle und eindrucksvolle Wohnhäuser, in denen das historische und ursprünglich »Täglich-Triviale« zum Element einer neuen, gegenwärtigen Wohnkultur geworden ist, ohne daß wesentliche Elemente der historischen Strukturen der Häuser verändert werden mußten. Aus den Gangbuden – den ärmlichen Häusern der Tagelöhner und Lastenträger – wurden Wohnungen, die oft einen besonderen Charme ausstrahlen.

Die in der Lübecker Altstadt seit über 10 Jahren geführte erhaltende Sanierung hat im Block 90/91 eine besonders hohe Qualität erreicht. Der spezifische Charakter und der große Umfang der erhaltenden Sanierung der Lübecker Altstadt erlaubt nicht, sie ausschließlich in politisch-wirtschaftlichen, städtebaulichen, sozialen oder bautechnischen Kategorien zu betrachten. Es kann nicht übersehen werden, daß die Altstadtsanierung besonders in den letzten Jahren in Lübeck zu einer »Bewegung« wurde, zu einem eigenartigen Kulturphänomen. Die privaten Eigentümer sind in dieser Zeit zu den wichtigsten Trägern der Idee der erhaltenden Altstadtsanierung geworden. Für die bei der Sanierung tätigen Architekten wurde die Sanierungsplanung zu einem besonderen Feld der architektonischen Kreativität. Der »Umbau eines alten Hauses« wird nicht länger als eine minderwertige Aufgabe des Architekten betrachtet. Das Wohnen in einem historischen,

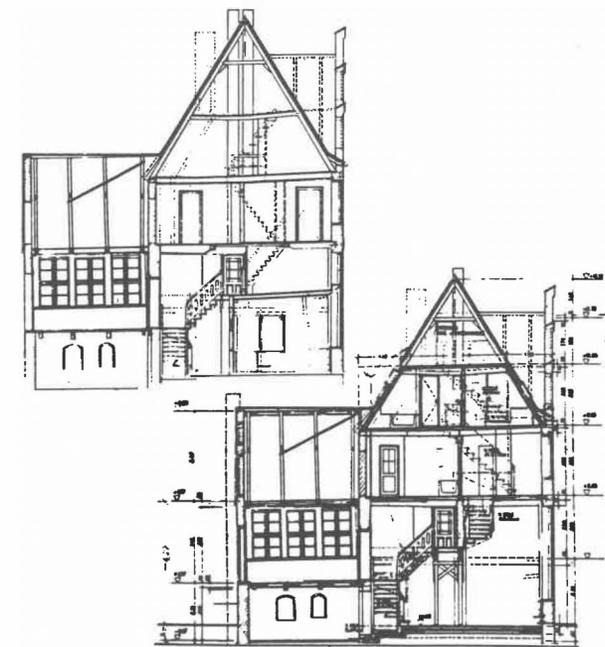


Abb. 8: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91

Bürgerhaus des 16. Jhs. in der Schwönekenquerstraße 14. Aufmaß des Gebäudes und Sanierungsplanung (Schnitte) (Arch. Janowsky-Kümmel).

fachgerecht sanierten Haus bedeutete heute ein qualitativ volles Wohnen, besonders, wenn die Sanierung von einem guten, in der Sanierung erfahrenen Architekten durchgeführt wurde. Für die Bauherren wie die Architekten bleibt die Sanierung von historischen Gebäuden ein faszinierendes Abenteuer.

Die große Bedeutung, welche wir am Anfang unserer Darstellung der *bauhistorischen Untersuchung* in der Sanierung beigemessen haben, erlaubt jetzt die Frage: Was ist eigentlich die so betriebene »erhaltende Altstadtsanierung«? Ist sie praktische Denkmalpflege, wie man das manchmal hört? Kann sie vielleicht oder soll sie sogar einen Teil der Denkmalpflege ersetzen?

Die Altstadtsanierung ist es doch, die verhindert, daß eine Stadt zum Museum wird und sich dabei in ihrer historisch gewachsenen Eigenart verliert. Sie ist es, die in das schon fast Gestorbene ein neues Leben einhaucht. Die Altstadtsanierung allein ist es, die eine ideelle Verbindung zwischen der Geschichte und der Gegenwart schaffen kann.

Je sachkundiger aber die Sanierung einer Altstadt – eine erhaltende Sanierung selbstverständlich – durchgeführt wird, desto deutlicher zeigt sich aber auch ihre Autonomie der Denkmalpflege gegenüber, desto deutlicher zeigt sich die Altstadtsanierung als eine Tätigkeit, die eigene Zielsetzung hat. Es geht dabei auch nicht darum, daß man beim Nachblättern im Städtebauförderungsgesetz die »Entdeckung« macht, daß Sanierung gesunden und zeitgemäßen Wohnraum zu schaffen oder städtebauliche Mißstände zu beseitigen hat. In Lübeck schöpfen diese Aufgaben die Problematik der Sanierung bei

weitem nicht aus, obwohl jeder dort genau weiß, was ein städtebaulicher Mißstand ist und wie verzweifelt die Wohnqualität in den noch nicht sanierten Objekten der Sanierungsgebiete in der Lübecker Altstadt ist.

Ihren besonderen Charakter behält die erhaltende Sanierung dort, wo sie – der Denkmalpflege ähnlich – sich die Aufgabe stellt: Die Zeugen der Geschichte zu erhalten. Die erhaltende Sanierung betrachtet das alte Gebäude nicht ausschließlich als eine historische Quelle (und diese ist tatsächlich jedes historische Gebäude). Die Altstadtsanierung verwandelt vielmehr diese historischen Quellen zu ganz neuen Gegenständen, welche zum Ausdruck einer bestimmten, modernen Zeiterscheinung werden. Dem entgegen will die Denkmalpflege das Historische in seiner unbeeinträchtigten, d.h. im Prinzip auch isolierten Ursprünglichkeit erhalten, als objektive historische Quelle, als etwas, das über dem Gegenwärtigen steht – eben als *Denkmal*. Die sanierten Häuser sind aber lebendig genug, um davor warnen zu können, daß eine auch äußerst behutsame, aber auf das »Leben«, auf die Gegenwart und ihre Werte programmierte Sanierung, niemals den Sinn der Denkmalpflege, »Denkmäler zu erhalten, d.h. Dokumente schützen« erfüllen kann.

Während der letzten Tagung des »Segeberger Kreises«, eines Lübecker Arbeitskreises für Probleme der Denkmalpflege und der Altstadtsanierung, wurde vorgeschlagen: »Laßt uns von jedem Haustypus aus historischer Zeit ein Exemplar »funktionslos« sanieren – als Museum, um zu wissen, wie es damals war.« Auf diese Weise kam deutlich der Unterschied zwischen der Altstadtsanierung und der Notwendigkeit, Quellen zu erhalten, zum Ausdruck. Dieses ist wohl die wichtigste Erfahrung, die eine Altstadtsanierung machen kann – die Erfahrung, wo ihre Grenzen liegen.

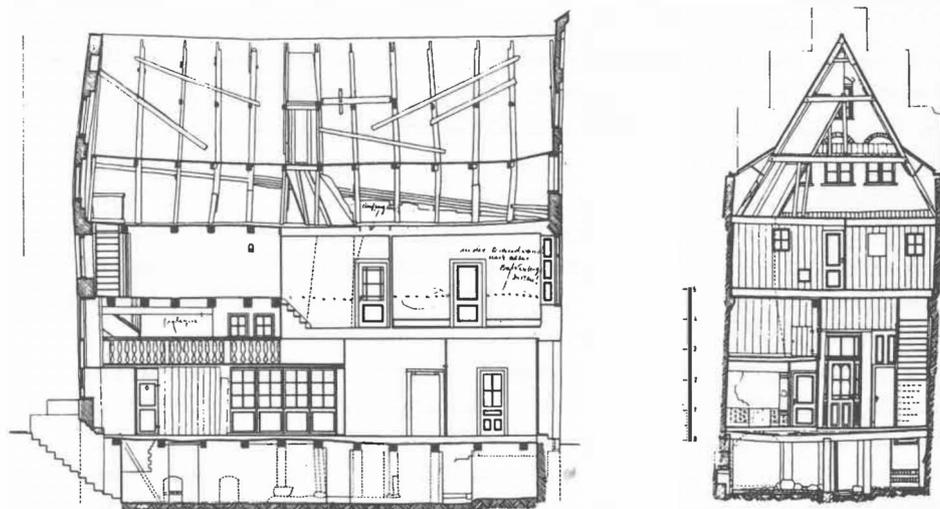


Abb. 9: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91
Bürgerhaus in der Fischergrube 18 – verformungsgetreues Aufmaß (Schnitte) (Arch. K. Mai, Lübeck).

Es ist ein legitimer Versuch unserer Zeit, die Geschichte, die Tradition, die Kontinuität auf eine Weise zu retten, welche eine historische Quelle zur »Geschichte zum Anfassen« macht und für die Kontinuität sorgt, indem sie die tote Geschichte zur lebendigen Gegenwart macht. Es ist aber gleichzeitig notwendig zu betonen, daß die Altstadtsanierung den Denkmalschutz niemals ersetzen kann und ersetzen darf. (Andreas Billert)

Bauforschung und Altstadtsanierung – ein denkmalpflegerisches Problem

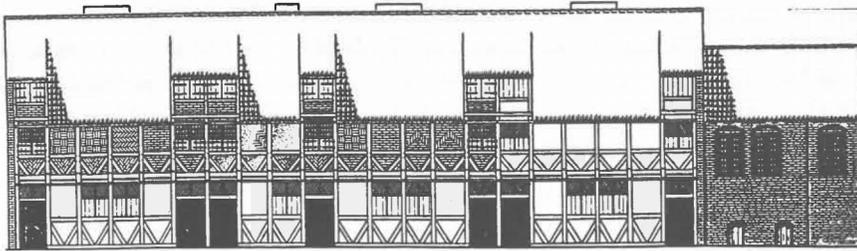
Von 1980 bis 1984 arbeitete in Lübeck ein Forschungsprojekt der Universität Hannover mit dem programmatischen Titel: Der Profanbau der Innenstadt Lübeck, geschichtliche Zusammenhänge von Baustruktur und Nutzung.

Der Ursprung dieses Forschungsprojektes lag in dem Bemühen des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck begründet, die Inventarisationslücke, wie sie für die Lübecker Bürgerhäuser besteht, zu schließen. Dabei war das Amt bestrebt, an die Tradition der Inventare, die seit Anfang dieses Jahrhunderts für die großen Lübecker Bauten erarbeitet wurden, anzuknüpfen. Da die damaligen Kapazitäten des Lübecker Amtes eine solche Arbeit nicht zuließen, wurde bei der Stiftung Volkswagenwerk ein Förderungsantrag gestellt, der eine flächendeckende wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte des Lübecker Wohnbaues, vom Bürgerhaus bis zur Gangbude in der Altstadt durch qualifizierte Bau- bzw. Kunsthistoriker zum Ziel hatte.

Für die Durchführung der Bauforschung konnte das Institut für Bau- und Kunstgeschichte der Universität Hannover gewonnen werden, wobei Herr Professor Dr. G. Kokkelen die wissenschaftliche Betreuung und Leitung des Projektes übernahm. Dabei wurde das Lübecker Konzept einer flächendeckenden Bestandsaufnahme der Altstadt Häuser zunächst beibehalten. In Ergänzung dazu sollten allerdings die zu sammelnden Materialien unter dem Aspekt von Baustruktur und Nutzung ausgewertet werden. Um dies zu realisieren, wurde neben vier Bauforschern noch eine Historikerin durch die Universität Hannover eingestellt, wobei letztere die Archivalien, wie Nachlaßinventare, Ratsurteile, Zunftrollen, Schoßregister, Bauordnungen usw. auf bestimmte, die Architektur beeinflussende Nutzungen hin durcharbeiten sollte.

Mit dem Beginn der praktischen Bauforschung stellte sich bald heraus, daß für eine universitäre Aufarbeitung der Baugeschichte des Lübecker Altstadt Hauses eine wissenschaftliche Inventarisierung nicht ausreichte und die Sanierungswelle in der Altstadt einmalige Einblicke in die Geschichte einzelner Häuser zuließ.

So bildete sich in der Dualität von Praxis und Methodendiskussion zwischen dem Amt für Denkmalpflege und dem Forschungsprojekt unter Verzicht einer flächendeckenden Altstadtforschung die bauarchäologische Untersuchung von Einzelgebäuden heraus. Für die Denkmalpflege war diese Umorientierung zwiespältig. Auf der einen Seite wurde die Notwendigkeit der Einzeluntersuchung von ihr akzeptiert als notwendige Voraussetzung,



Engelsgrube 43 – Bäcker-Gang – Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes der westlichen Gangbudenreihen (Fachwerkbuden 12–18). Die letzten beiden Buden Nr. 17 und 18 sind heute nicht mehr vorhanden (nach: M. Schefftel – Forschungsprojekt Innenstadt Lübeck).

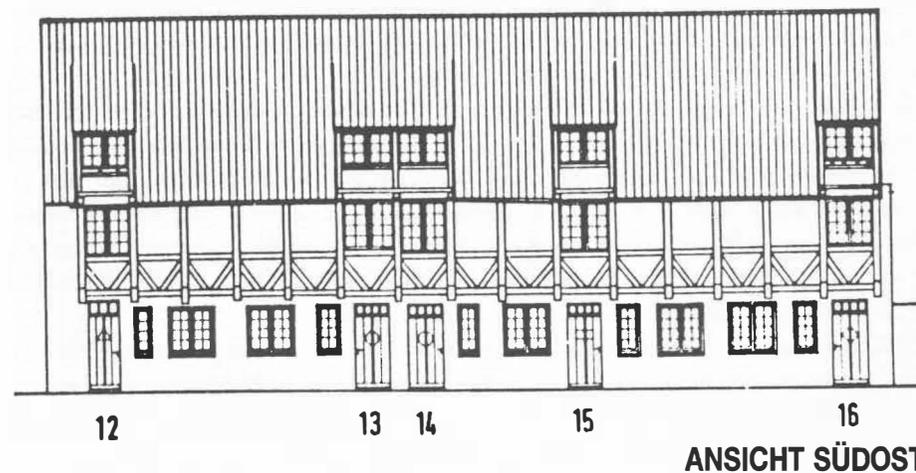
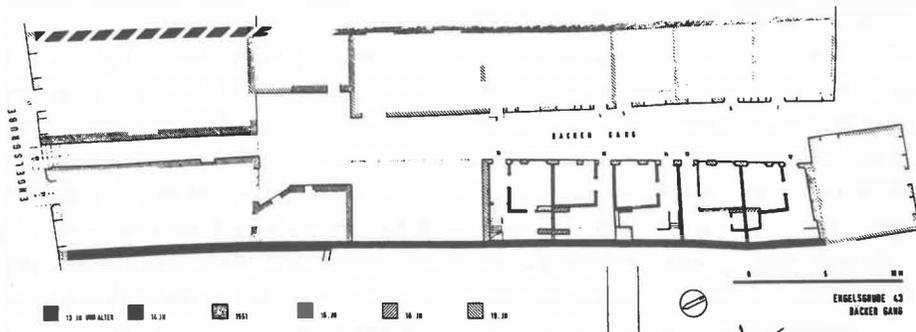


Abb. 10: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 90–91 Gangbudenreihe des 16. Jhs. (Bäcker-Gang). Rekonstruktion des historischen Zustandes (Forschungsprojekt Innenstadt – Lübeck, M. Schefftel) – oben. Sanierungsplanung aufgrund des vorhandenen Bestandes und Änderungen des 18./19. Jhs. (P. Kröger – Ber. Ing., Lübeck) – unten.

um über das bisher Bekannte hinaus zu einer neuen Bewertung zu kommen, sowie als Hilfestellung für konkrete Umbau- bzw. Sanierungsplanungen einzelner Häuser, zum anderen wäre gerade für ein städtebaulich orientiertes Denkmalschutzkonzept eine flächendeckende Bestandsaufnahme unbedingt wünschenswert gewesen. Wenn in dieser Phase der Umorientierung die ehemals gemeinsame Leitung des Projektes durch Hochschule und Amt für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck zu Gunsten einer klaren Trennung der Verantwortlichkeit zwischen Hochschule und Denkmalpflege aufgegeben wurde, so lag das nicht so sehr an dem Wechsel von der flächigen zur Einzeluntersuchung, als vielmehr an der Erkenntnis, daß die Anforderung der Praxis nicht immer und ohne weiteres mit denen der Theorie in Einklang zu bringen sind. Das wissenschaftliche Ziel des Hochschulprojektes war nun die Erforschung des Lübecker Wohnhauses im Altstadtbereich vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert unter dem oben schon genannten Verhältnis von Baustruktur und Nutzung, wobei sich die Forschung immer mehr auf das Mittelalter und die frühe Neuzeit konzentrierte.

Die Arbeit des Forschungsprojektes wurde in drei Kategorien eingeteilt:

1. Die große Bauaufnahme
2. Die kleine Bauaufnahme
3. Die Inventarisierung.

Die große Bauaufnahme ist ein verformungsgetreues Aufmaß, mit dem eine bauarchäologische Untersuchung dokumentiert wird. Grundsätzlich wird dabei vor Ort im Maßstab 1:50 gezeichnet, wobei für Details und Wandabwicklungen durchaus auch andere, größere Maßstäbe benutzt werden. Vor allem hier findet auch die Kooperation mit dem Amt für Vor- und Frühgeschichte statt, das in eigener Verantwortung mit dem Forschungsprojekt kooperierte. Da auch in Lübeck die Datierung der Befunde nach kunsthistorischen Kriterien oft unsicher ist, half die Dendrochronologie, die durch das Holzbiologische Institut in Hamburg durchgeführt wurde, ein gesichertes Datierungsgerüst zu erarbeiten. Versuchsweise wurde unterdessen auch die Thermolumineszenzmethode zu Datierungen von Ziegelmauerwerk herangezogen, wobei hier das Rathgens-Forschungslabor in Berlin mit dem Forschungsprojekt kooperierte.

Nicht uninteressant, gerade für die Denkmalpflege, war die Zusammenarbeit der Bauforschung mit der Fotogrammetrie, die in guter Kooperation von der Fachhochschule Hamburg vertreten wurde. Hierbei ist zu beachten, daß die Bauaufnahme nicht allein als Dokumentation eines Gebäudes wichtig ist, sondern daß mit ihrer Erarbeitung der Bauforscher bzw. der Architekt ein Gebäude in seiner historischen Dimension erst wirklich kennenlernt, was durch die Fotogrammetrie nicht ersetzt werden kann. Es geht also darum, die Fotogrammetrie und ein computergestütztes Meßverfahren als Hilfsmittel so einzusetzen, daß dieser Erkenntnisprozess der Bauaufnahme nicht verloren geht.

Die kleine Bauaufnahme kommt der denkmalpflegerischen Inventarisierung ziemlich nahe. Sie ist im Maßstab 1:100 gehalten und dokumentiert ohne bauarchäologische Untersuchungen das oberflächlich Erkenn- bzw. Erschließbare.

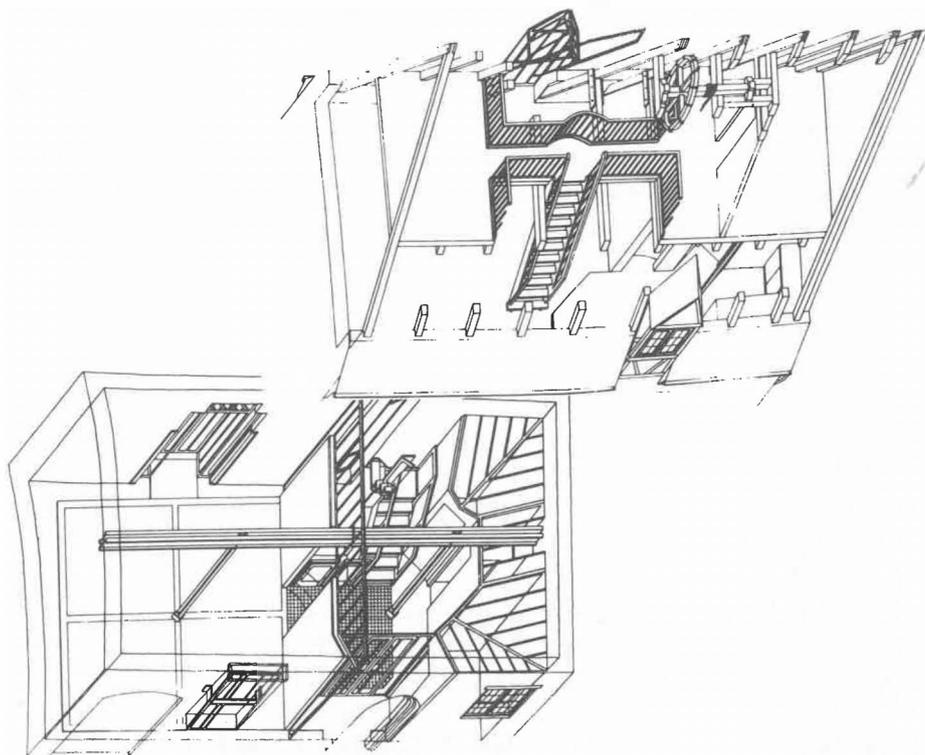


Abb. 11: Lübeck – Altstadt – Sanierungsgebiet Block 96

Ehemaliges Backhaus (Engelswisch 65) – Sanierungsentwurf. Im historischen Kern des Gebäudes wurde ein moderner Ausbau untergebracht (Ausstellungsräume und Wohnnutzung). Er setzt sich deutlich von dem erhaltenen, historischen Teil des Gebäudes ab (Arch. H. Riemann).

Bei der sogenannten Inventarisierung wird die Arbeit auf die Beschreibung und Skizzierung von Befunden reduziert.

Das gesamte Bearbeitungsmaterial, d.h. Bauaufnahmen, Befundbeschreibung, Bauphasenpläne, Fotos und Tagebuchvermerke wurden in sogenannten Hausakten gesammelt und stehen sowohl dem Amt für Denkmalpflege für die praktische Arbeit, wie auch der Bauforschung für die Auswertung zur Verfügung.

Neben dieser Häuserkartei wurden noch andere Karteien erarbeitet, so z. B. eine Stichwortkartei, in der versucht wurde, einzelne Begriffe der Lübecker Baugeschichte zu definieren oder aber sogenannte Vergleichskarteien, in denen einzelne Bau- und Ausstattungselemente (Türen, Stuckdecken, Treppenanlagen usw.) zusammengestellt wurden. Daß hier auch eine Literaturkartei erarbeitet wurde, versteht sich von selbst.

Es ist unbestreitbar, daß die denkmalpflegerische Praxis durch das Forschungsprojekt wesentlich gestärkt wurde. So konnten bei einzelnen Sanierungsobjekten die Forderung

nach Erhaltung und die Beschreibung der Bereiche, die verändert werden dürfen, wesentlich präziser bestimmt werden. Aber auch für die Bauherren bedeutete dies eine größere Sicherheit, wenn sie vor Baubeginn ihre Häuser in allen Einzelheiten kennengelernt haben und darauf rechnen können, daß während der Sanierung nicht noch weitere, vorher nicht erkennbare Auflagen des Denkmalschutzes eine Umplanung notwendig werden lassen. Der Architekt kann viel sicherer planen, ohne unnötige Zerstörungen historischer Befunde zu provozieren. Aus diesem Grunde hat die Denkmalpflege auch von den Architekten entsprechende Voruntersuchungen gefordert, wobei der wissenschaftliche Anspruch einer Hochschule hierbei nicht erwartet werden kann. Es bedarf allerdings geschulter Architekten, die leider nicht immer in der gewünschten Weise zur Verfügung stehen; es wurden jedoch durchaus zufriedenstellende Ergebnisse erbracht. Aus verfahrenstechnischen Gründen war es leider nicht möglich, diese umfangreichen Voruntersuchungen als eine allgemein übliche Selbstverständlichkeit zu etablieren. Als positiv konnte weiter beobachtet werden, daß die Bauherren, und zwar gerade die sogenannten großen Bauherren, viel zugänglicher waren, wenn sich die Denkmalpflege bei ihren Forderungen und Hinweisen auf eine durch eine Hochschule legitimierte Argumentation stützen konnte, selbst wenn ihre Aussagen die gleichen waren wie zuvor. Dabei muß allerdings auch zugegeben werden, daß aufgrund dieser Bauforschung das Urteil der Denkmalpflege sicherer geworden ist, haben doch die Einzeluntersuchungen präzisere Erkenntnisse geliefert.

Darüber hinaus wurden aber auch neue Ergebnisse für die Lübecker Baugeschichte erbracht, wodurch gerade für die frühe Baugeschichte Lübecks ganz neue Aspekte aufgedeckt wurden. So könnte z. B. an verschiedenen Stellen nachgewiesen werden, daß das sogenannte Dielenhaus nicht der ursprünglich alleinige Haustyp Lübecks war, sondern daß es vorher auch hier das romanische Saalgeschoßhaus gegeben hat. Erst als im 13. Jh. sich der Handel vom direkten, also vom Kaufmann begleiteten Handel, zum schriftlich vermittelten Handel mit Zwischenlager in der Stadt wandelte und nun Speicherkapazität in Lübeck benötigt wurde, verschwand das Saalgeschoßhaus nicht nur aus der Bautradition, sondern auch aus Lübecks Überlieferungen, und zwar derart, daß es durch die Bauforschung erst mühevoll wieder entdeckt werden mußte.

Im Zusammenhang mit der Bauforschung ist aber noch auf ein anderes Problem hinzuweisen. Mit einer zunehmend genaueren und umfangreicheren wissenschaftlichen Dokumentation historischer Befunde wird auch die vom Original losgelöste Verfügbarkeit über Geschichte, über die Baugeschichte, immer bedrohlicher. Das Argument, nun habe man ein Gebäude erforscht und dokumentiert, nun könne man das dadurch verfügbar gewordene Wissen ins Archiv übernehmen und brauche in der Praxis auf das Original keine Rücksicht zu nehmen, ist wieder bedenklich oft zu hören. Die Vorstellung vom »Museum« oder »Archiv«, in dem kulturelle Tradition losgelöst von der täglichen Praxis archiviert und verfügbar gehalten wird, gewinnt hier wieder an bedenklicher Aktualität.

Aber noch ein weiteres erhält hier Nahrung, nämlich das Bestreben, die durch die Bauforschung verfügbar gewordene Geschichte für Neubauten zu verfremden, und zwar

nicht mehr allein im Sinne des Historismus des 19. Jhs., sondern ganz schlicht in nostalgischer Weise. Dies darf nicht als Argument der Denkmalpflege gegen die Bauforschung verstanden werden. Wir brauchen die Bauforschung in der Denkmalpflege, die ja mit historischen Quellen umgeht. Wir müssen uns aber der damit verbundenen Widersprüchlichkeit bewußt bleiben.

In diesem Sinne strebt das Amt für Denkmalpflege in Lübeck nach einer eigenen im Amt verwurzelten Bauforschung. Mit Sicherheit wird es sich dabei nicht alleine um eine wissenschaftliche Grundlagenforschung handeln können, sondern um eine wissenschaftliche Inventarisierung, mit der dann die Altstadt erfaßt und in ein Denkmalkonzept eingefügt werden kann. Die Arbeit dieser inventarisierenden Bauforschung wird sich aber nicht auf Dauer auf die Altstadt beschränken können, sondern auch zunehmend Lübecks Vorstädte mit einbeziehen müssen.

Die Grundlagen für eine eigenständige Bauforschung im Amt für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck sind durch das Forschungsprojekt »Die Profanbauten der Innenstadt Lübeck« vorbereitet worden. Das im Aufbau begriffene Sachgebiet Bauforschung des Amtes wird aus der Hinterlassenschaft dieser Forschungen ein Konzept entwickeln müssen, das neben der theoretischen Erkenntnis praktische Hinweise für die Sanierung der Lübecker Altstadt gibt. (Horst H. Siewert)

Die Autoren

HANS PAUL BAHRDT, 1918 in Dresden geboren, hat in Göttingen und Heidelberg von 1945 bis 1952 studiert und im Fach Philosophie mit einer Arbeit über »Die Freiheit des Menschen in der Geschichte bei J. G. Herder« promoviert. 1958 Habilitation in Mainz, 1959 Berufung an die TH Hannover, 1962 an die Universität Göttingen. Unter seinen Buchpublikationen und darunter denjenigen zur Stadtsoziologie wären vor allem die Bücher über »Die moderne Großstadt« (1961) und »Humaner Städtebau« (1968) zu nennen. Hans Paul Bahrdt ist Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

ERIKA SPIEGEL erhielt nach ihrem Studium in Heidelberg verschiedene Forschungsaufträge, u. a. zur Untersuchung der Planung und Entwicklung der neuen Städte in Israel, hatte von 1968–1978 den Lehrstuhl für Soziologische Grundlagen der Raumplanung an der Universität Dortmund inne und war von 1978 bis 1981 Leiterin des Deutschen Instituts für Urbanistik in Berlin. Seit 1981 ist sie Inhaberin des Lehrstuhls für Sozialwissenschaftliche Grundlagen des Städtebaus an der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung und der Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Zahlreiche Publikationen vor allem auf den Gebieten Städtebau und Landesplanung.

ULFERT HERLYN (1936), Studium der Soziologie in Göttingen, Köln und Berlin. Von 1963–1973 wiss. Mitarbeiter am Soziologischen Seminar der Universität Göttingen. Ab 1974 Prof. für Planungsbezogene Soziologie an der Universität Hannover. 1980–1982 Vorsitzender der Sektion für Stadt- und Regionalsoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Neuere Buchveröffentlichungen: Stadt im Wandel (zusammen mit U. Schweitzer, W. Tessin und B. Lettko, Frankfurt 1982); Wohnverhältnisse in der Bundesrepublik, 2. Aufl., Frankfurt 1983.

ANDREAS BILLERT, Dr. phil., Architektur- und Kunsthistoriker, Studium der Bau- und Kunstgeschichte, Philosophie und Soziologie an den Universitäten in Posen und Thorn (Polen). 1967–1980 tätig in Polen in der Denkmalpflege und als Dozent an der Universität Posen. Seit 1980 in der Bundesrepublik Deutschland, zuerst beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dann im Forschungsprojekt Innenstadt-Lübeck der Universität Hannover. Seit 1982 als Architektur- und Kunsthistoriker beim Sanierungssträger der Hansestadt Lübeck. Weitere Publikationen über Kunstgeschichte und Denkmalpflege.

COLIN DE LAGE ist als Diplom-Kaufmann seit 5 Jahren Geschäftsführer der Grundstücks-Gesellschaft »Trave« und seit einem Jahr zusätzlich Geschäftsführer der Stadtentwicklungsgesellschaft Lübeck. Die Grundstücks-Gesellschaft hat vor sechs Jahren die Aufgabe der Sanierungssträgerschaft für die Hansestadt Lübeck übernommen und ist somit für die Durchführung der Gesamtsanierung verantwortlich. Er hat nach seinem wirtschaftswissenschaftlichen Studium an der Universität Hamburg als wiss. Mitarbeiter im Dezernat Finanzwesen der Stadt Investitions- und Finanzplanung betrieben, wo er sich mit dem Komplex der Finanzierung der Stadterneuerung auseinandersetzen hat. In mehreren Veröffentlichungen hat er zu den Sanierungsproblemen aus unterschiedlichster Sicht Stellung bezogen.

HORST H. SIEWERT, Dr.-Ing. Studium der Architektur an der TU Berlin, anschließend wiss. Assistent im Institut für Architektur und Stadtbaugeschichte der TU. 1977–1979 wiss. Mitarbeiter des Deutschen Archäologischen Instituts Berlin. Teilnahme an archäologischen Grabungen von Baudenkmalern im Irak und Nordjemen. Ab 1980 Mitarbeiter des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck. 1980–1984 gleichzeitig im Forschungsprojekt Innenstadt-Lübeck der Universität Hannover als Beauftragter der Hansestadt Lübeck tätig. Mehrere Publikationen über Baugeschichte und Denkmalpflege.

Notizen

Archäologie auf dem Vormarsch

Ein ehemaliges Kultbad der Juden, eine sogenannte Mikwe, ist bei Ausgrabungsarbeiten in der *Limburger Altstadt* entdeckt worden. Das „kalte Bad der Juden“ wurde in Limburger Archiven erstmals im Jahre 1334 erwähnt.

Annähernd 300000 Besucher haben die Schätze aus der Grabkammer des »Keltenfürsten von Hochdorf« besichtigt, die im Stuttgarter Kunstgebäude ausgestellt waren. Die Prunkstücke wurden 1978 in einem Acker am Ortsrand der Gemeinde Hochdorf (Kreis Ludwigsburg) gefunden. Ein Sprecher der Ausstellungsleitung erklärte, niemand habe mit diesem Interesse des Publikums gerechnet.

Die Zerstörung geht weiter

Die aus dem 6. Jahrhundert stammenden Mosaiken von *San Vitale in Ravenna* sind von der Zerstörung bedroht. Wie der zuständige Denkmalschützer Pietro Zurli mitteilte, lösen sich die Mosaiksteine aus dem feuchten Mauerwerk. Soforthilfe sei unvermeidlich, wenn die Bildnisse nicht völlig zerstört werden sollen. »San Vitale steht mit den Füßen im Wasser«, erklärt Zurli. Zwei Pumpen arbeiten Tag und Nacht, um das Wasser auf dem derzeitigen Stand zu halten. Auch die Mosaiken im orthodoxen Baptisterium sind angegriffen. Die Steine brechen unter dem Einfluß chemischer Reaktionen, die durch Nässe ausgelöst werden. Die Feuchtigkeit in den frühchristlichen Bauwerken rührt vom instabilen Untergrund der Stadt her, die stetig in den Boden sinkt. Das über einem Grundwassersee erbaute Ravenna hat sich seit Anfang des Jahrhunderts um 1,30 Meter in die Erde gesenkt. Die Sinkgeschwindigkeit, die 1960 fünf Zentimeter pro Jahr erreicht hatte, konnte inzwischen gebremst werden und liegt heute bei einem bis zwei Zentimeter.

Restaurierungen und Renovierungen

Die historische Mühle von Sanssouci soll wiedererstanden. Allerdings werden nach Angaben der in Potsdam erscheinenden »Brandenburgischen Neuesten Nachrichten« bis zum Wiederaufbau des »Meisterwerks der Mühlbaukunst« noch einige Jahre vergehen, da »wichtige Restaurierungsarbeiten« Vorrang hätten.

Von Januar bis November 1986 bleibt die *Deutsche Staatsoper in Ost-Berlin* wegen umfassender Rekonstruktions- und Modernisierungsarbeiten geschlossen. In dem Knobelsdorff-Bau Unter den Linden sollen unter anderem der Zuschauerraum und die Bühnenhydraulik überholt werden.

Jubiläen haben auch ihr Gutes. In *Blaubeuren*, in der Nähe von Ulm, war der neunhundertste Geburtstag des Benediktinerklosters Anlaß genug, die gesamten (erst fünfhundert Jahre alten) Anlagen endlich von Grund auf zu restaurieren, neben Kirche und Kreuzgang auch die umliegenden Gebäude (darunter das einzig erhaltene Badhaus von Mönchen in Deutschland, das vor allem wegen seiner Fachwerkfassade und seiner Bemalung im ersten Stock sehenswert ist). Fast zehn Jahre wurden die baufälligen Teile saniert, der Garten vom Schutt befreit, die bemalten Decken und Wände gesäubert und die in den fünfziger Jahren im Laienschiff, das lange als Turnhalle diente, eingezogene Decke wieder entfernt – Konservierung und behutsame Restaurierung hieß das Konzept.

Suche nach Urbanität

»Stadt-Plätze – Wiederkehr einer urbanen Gestalt?« lautete der Titel eines Symposions, das der Bund Deutscher Architekten am 7. 10. 1985 in Frankfurt veranstaltet hat. Architekten aus Frankfurt, Düsseldorf und Hannover wollten da-

bei in Werkstattgesprächen ihre Vorstellungen über Form und Funktion von Plätzen in der Stadt vortragen.

Ein internationales Kolloquium über die Bedeutung des Monumentalbaus für die Urbanistik unter dem Titel »Stadt, Symbolik, Form, Macht, Projekte« fand am 30. 11. und 1. 12. 1985 in Royaumont in der Nähe von Chantilly statt. Die großen Bauvorhaben der »Ära Mitterrand« – das Museum des 19. Jahrhunderts, die Pyramide des Louvre, die Anlage von La Villette, das Institut der arabischen Welt, das neue Finanzministerium, der »Triumphbogen« von La Défense, die Oper an der Place de la Bastille –, die das Bild des Paris des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts bestimmen werden, boten reichlich Diskussionsstoff. Dabei ist es nebensächlich, daß einige dieser Projekte bereits unter Mitterrands Vorgänger in Angriff genommen worden sind. Das Kulturzentrum Pompidou beweist, wie stark ein monumentales Bauwerk auf seine Umgebung einwirkt.

Der Berliner Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz und die Internationale Bauausstellung haben jetzt für das ehemalige Diplomatenviertel am Berliner Tiergarten einen offenen Ideenwettbewerb mit »landschaftsplanerischer Aufgabenstellung« ausgeschrieben. Unter anderem sollen ein Dienstgebäude des Landesarbeitsamtes und eine Verwaltungsschule der Bundesanstalt für Arbeit entworfen werden.

Publikationen

In handlicher, kompakter Ausführung ist der »*Deutsche Baukatalog '85*« erschienen. Auf 687

Seiten mit etwa 1500 Fotos und Zeichnungen bietet der »*Deutsche Baukatalog*« eine Sammlung von Informationen über Lieferangebot, Neuerungen und Weiterentwicklungen zum Bau-, Ausbau- und Einrichtungswesen. Als Einführung ist eine Zusammenstellung der Beratungsstellen für Sachauskünfte und der Gütezeichen im Bauwesen enthalten. Der Preis dieser 16. Ausgabe des Katalogs: DM 32,-. Herausgeber ist das Institut für internationale Architektur-Dokumentation GmbH, Franz-Joseph-Straße 9, 8000 München 40.

Die Redaktion der »*Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege*« versucht neben Neuerscheinungen zur Schweizer Kunst im weitesten Sinne vor allem auch das Schrifttum zur allgemeinen Denkmalpflege zu dokumentieren. Das Institut für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, wo die Bibliographie angesiedelt ist, bemüht sich daher, möglichst alle, die Gebiete Denkmalpflege und Restaurierung betreffenden selbständigen und unselbständigen Publikationen zu erfassen und anzuzeigen. Kongressakten und Tagungsberichte werden nicht nur angezeigt, sondern in vollem Umfang mit Verfasser und Titel aller Resümées zitiert. 40 von 700 weltweit erscheinenden Periodika, die regelmäßig ausgewertet werden, behandeln vorrangig denkmalpflegerische Fragen. Alle Titel werden durch ein Register erschlossen, das Autoren, Personen, Orte und Sachen umfaßt. Der verantwortliche Redakteur, Dr. Andreas Morel, bittet alle Denkmalpfleger und Restauratoren um Mitarbeit. Hinweise, Mitteilungen und Anregungen sind erbeten an: Redaktion Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege ETHZ, St. Johannis-Vorstadt 5, CH-4056 Basel.

Besprechungen

JOHANNES CRAMER, *Gerberhaus und Gerberviertel in der mittelalterlichen Stadt*. Bonn: Habelt 1981. 288 S., zahlr. Abb., Pläne und Skizzen (= *Studien zur Bauforschung* Bd. 12).

In seiner sehr umfassend angelegten, gründlich gearbeiteten und gut belegten Untersuchung beschäftigt sich Vf. mit einem heute fast ganz verschwundenen Handwerk, das aber in der mittelalterlichen Stadt große Bedeutung besaß. Er geht dabei von den technischen Verfahren aus, die angewandt werden mußten, um eine tierische Haut zu Leder werden zu lassen. Dieser für mittelalterliche Möglichkeiten komplizierte Vorgang erforderte zunächst eine sehr differenzierte Raumaufteilung im Gerberhaus selbst und außerdem eine bestimmte Lage der Gerberviertel innerhalb der Stadt, nämlich möglichst am fließenden Wasser, das die Haut und das Leder reinigen sowie die Abfälle abtransportieren mußte. Aus diesen technischen Notwendigkeiten ergab sich eine gewisse Größe von Haus und Werkstatt. Darin steckte ebenso erhebliches Kapital wie in den Gemeinschaftseinrichtungen der Gerber, die Vf. ebenfalls gebührend berücksichtigt, also Loh- und Walkmühlen oder Gerberstege im Fluß zum Wässern der Häute. Dieser bei der Mehrzahl der Gerber vorhandene Reichtum verhinderte zweifellos eine soziale Minderung dieses Handwerks, die sich auf Grund der starken Geruchsentwicklung und der Lage am Wasser und am Rand der Städte durchaus hätte ergeben können.

Vf. beobachtet eher die gegenteilige Entwicklung, daß nämlich Gerber ins Zentrum der Städte übersiedeln und ihre Werkstätten am Stadtrand und am Wasser belassen, also eine frühe Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz vollziehen. Zu fragen bleibt allerdings, ob diese Gerber ihr Gewerbe noch ausüben oder ob sie schon zu Lederhändlern geworden sind. Auch an einer anderen Stelle vermag Rez. dem Autor nicht ganz zu folgen, nämlich in der Annahme, daß

früher selbständige Gerbersiedlungen in die entstehenden Städte einbezogen wurden. So einen speziellen Beruf wie den des Gerbers kann man sich in größerer Konzentration ohne zugehörigen Markt und ohne Stadt kaum vorstellen. Dabei besteht kein Zweifel daran, daß jede Stadt oft verschiedene Vorgängersiedlungen – Weiler, kleine Dörfer – besaß, die verlegt oder aufgelassen wurden oder die in dem neuen Gemeinwesen aufgingen. Die Entwicklung dürfte eher so gegangen sein, daß an der Stelle dieser ehemaligen Siedlungen die Gerberviertel der Stadt entstanden, sofern die Voraussetzungen dafür – etwa das fließende Wasser – bestanden. Man hat auch Bedenken, über solche topografischen Gegebenheiten hinaus eine alte Königs- und Residenzstadt wie Krakau etwa mit Reutlingen zu vergleichen.

Diese Zweifel an Einzelheiten – S. 70 muß es Erzherzog, nicht Kurfürst Maximilian heißen – können aber nicht den Wert dieser ausgezeichneten Studie mindern, die mit vielen Plänen, Skizzen und Bildern ausgestattet, eine hervorragende Bestandsaufnahme darstellt und die für alle weitere Forschung in Orten, die Vf. nicht oder nur wenig berücksichtigt, treffendes Vergleichsmaterial zur Verfügung stellt. Auch bei Untersuchungen über die soziale und wirtschaftliche Stellung der Gerber innerhalb der Stadt wird man diese gründliche Aufarbeitung der baulich-topografischen Zusammenhänge dankbar begrüßen.

Esslingen

Rainer Jooß

Nejstarší městská kniha Olomoucká (Liber actuum notabilium) z let 1343–1420. K. vydání připravil Vladimír Spáčil. Olomouc o. J. (1982) 262 S. 14 Abb. Das älteste Olmützer Stadtbuch (Liber actuum notabilium) aus den Jahren 1343 bis 1420, hrsg. von Vladimír Spacil. Olmütz 1982.

In einer sehr gründlichen Edition legt der Olmützer Archivar das älteste erhaltene Stadtbuch seiner Gemeinde vor. Die Einleitung enthält Bemerkungen zur Handschrift, zu den Schreibern und zum Inhalt, dann folgt der Originaltext, ein ausführliches Register und eine tschechische Übersetzung des gesamten Textes. Die 728 zumeist zeitlich eingeordneten Einträge betreffen Einzelfälle strafrechtlicher und zivilrechtlicher Art und außerdem einzelne Handwerksordnungen, die von den Zünften (= Zechen) beschlossen und vom Rat bestätigt wurden. Letztere gelten also für ganze Personengruppen, während alle übrigen Entscheidungen bestimmte Einzelpersonen oder Gruppen von genannten Einzelpersonen angehen. Straftäter wurden von Amts wegen in das Buch eingetragen; die zivilen Partner von Eheverträgen, von Hypotheken- oder Schuld- und Pfandverschreibungen auf Wunsch der Beteiligten. Der weitaus größte Teil der Einträge ist lateinisch; nur 16 sind deutsch abgefaßt, wobei auffällt, daß diese in Angelegenheiten des Handwerks einen deutlichen Schwerpunkt haben. Der Band liefert wichtiges Material zur Geschichte einer der bedeutendsten mährischen Städte. Leider enthält er keine englische oder deutsche Zusammenfassung der Ergebnisse, so daß diese nur bedingt in die internationale Forschung Eingang finden werden.

Esslingen

Rainer Jooß

*Seegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes. Hrsg. von DIETER SCHOTT und WERNER TRAPP. Weingarten: Drumlin, 1984 (= *Leben in der Region*, 1) 398 S. Mit vielen Abb., Karten und Graphiken.*

Schon der Umschlag ist ganz ungewöhnlich: Milchkanne, Ährenbündel, Flugzeug, Birnenschnitt, Hakenkreuzfahne, Eisenbahn, Schwert, Kirchturm, Käse. Und alles über einem tiefgründigen Blau. Und doch nicht impressionistisch, sondern präzise aufgezeichnet, auftauchend gleichsam: auch die Pickelhaube. Und auch der Titel dieses historischen Sammelbandes »Seegründe« läßt nicht vermuten, daß es sich hier um

einen Band mit historischen Absichten, durchaus wissenschaftlich begründeten, handelt. Herausgegeben von jungen Historikern, Dieter Schott, Werner Trapp, hervorgegangen aus dem Historischen Seminar der Universität Konstanz, ist dieser erste Band der Reihe »Leben in der Region« ein eindrucksvolles Dokument, »Fragen und Themen« der Regionalgeschichte aufzuarbeiten, »Bodenseegeschichtsschreibung«, die »vergessen oder verdrängt« war, aus »den Seegründen« heraufzuholen.

Der Versuch kann als gelungen bezeichnet werden. Es ist ein exemplarisches Geschichtsbuch, das versucht, »Alltagsgeschichte« mit Entwicklungskrisen der allgemeinen Geschichte, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Verbindung zu bringen, illustriert mit informierenden Bildern, ansprechend geschrieben, den wissenschaftlichen Touch meidend. Der Bogen ist weit, der da gespannt wird, vom Bauernkrieg bis zur Revolution 1918/19, vom Landleben bis zur Industrialisierung und der Entwicklung bis 1945. Alle wichtigen Stationen werden mit Blitzlichtaufnahmen abgeschnitten, wobei die Stadt Konstanz im Mittelpunkt steht. Ihr allein sind sechs Beiträge gewidmet, unterschiedlich in Temperament und Zielsetzung, wobei es wohltuend ist, daß endlich von der traditionellen Stadtgeschichtsschreibung, der Reduktion auf Rechtsfragen Abstand genommen wird.

Das Buch will die wichtigsten Stationen der jüngeren Geschichte des Bodenseeraumes anreißen. Der Band beginnt mit einem Aufsatz über den Bauernkrieg am See, führt weiter zu einer Arbeit »Konstanz am Ende des Alten Reiches« und konzentriert sich dann auf die Industrialisierung und ausgewählte politische Kapitel der Regionalgeschichte: mit exemplarischen Schwerpunkten, Konstanz, wie gesagt, Überlingen, Radolfzell, Singen. Es wird versucht, Regionalgeschichte »als Vorgeschichte unserer Gegenwart« zu sehen, wobei die eher langfristigen strukturellen Entwicklungsprozesse, die entscheidenden Umbruchsphasen und Entwicklungsschübe im Mittelpunkt stehen. Deswegen liegt der zeitliche Schwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert. Auch das ist ein Desiderat. Endlich werden die großen politischen Linien, die Strukturgeschichte aus

dem elfenbeinernen Turm der Methodendiskussion herausgeholt und mit »Leben« gesättigt, wobei die methodische Reflexion nicht zu kurz kommt. Vor Ort geht der Band auf die unspektakulären Veränderungen ein, fragt nach der »Legitimation bestehender Gesellschaften«, »Heimat« soll neu angeeignet werden.

Darmstadt

Helmut Böhme

Architekturpraxis und Ausbildungspraxis. Berufsfelder, Ausbildung und Allgemeininteresse betr. Beruf von Architekten und Planern. Hrsg. v. VOLKER ROSCHER, Hans Christians Verlag, Hamburg 1985, 125 Seiten, DM 12,80.

Das vorliegende Buch enthält Beiträge eines Kolloquiums an der RWTH Aachen vom 30. 11. 1984. Es handelt vom Verhältnis zwischen Theorie und Praxis im Zusammenhang mit einer Frage, die die seit Jahren andauernde Studien(-Gegen)-Reform an den Architektur fakultäten beschäftigt: welche seien die neueren Praxisbedingungen für Architektur und Planung und wie können sie in der wissenschaftlichen und beruflichen Ausbildung berücksichtigt werden. Es ist eine durchaus berechtigte Frage unter dem Voratz, daß Wissenschaft oder Theorie nur so lange fruchtbar ist, wie sie bereits in Frage gestellt und durch die Impulse aus der sich ständig verändernden Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit (= »Praxis«) reformiert werden darf. In der laufenden Studienreformdebatte ist jedoch dieses fortschrittliche Ziel kaum zu erkennen. Eine solche Debatte wird mittlerweile wieder von den alten konservativen Kräften der Disziplin, die die hohen Wellen der allgemeinen Restauration angeschwemmt haben, und von einer Schar resignierender Mitläufer beherrscht. Im Namen eines historisch geronnenen, reduktionistischen Praxisbegriffes steuern sie gemeinsam auf einen theorie- und wissenschaftsfeindlichen Kreuzzug zu.

Gewiß ist nicht nur die Architekten- und

Planerausbildung von dieser restaurativen Entwicklung betroffen. Das aufklärerische Projekt der letzten 20 Jahre, ein emanzipatorisches und sozialfortschrittliches Theorie-Praxis-Verhältnis zu entwickeln, wird heute überall klanglos aufgegeben. An den Universitäten hat schon längst jene bezahlte und beamtete Intelligenz die Oberhand zurückgewonnen, welche ihre Aufgabe stets darin gesehen hat, die Herrschaft des vorhandenen Systems zu sichern. Diese Intelligenz ist heute wieder in der Lage, ihren spezifischen Auftrag gegenüber Ausbildung und Wissenschaft offen zu verkündigen und auch zu erfüllen, nämlich: die Reproduktionsgrundlage des Systems – die »vorherrschende Praxis« – zur einzig geltonden Theorie auszuarbeiten, sie in gleichgeschaltete Denknormen zu übersetzen und sie somit zu verallgemeinern, schließlich alle anderen Theorien, die der »vorherrschenden Praxis« widersprechen, zu neutralisieren. Argumentativ lebt diese Gegenauflärung von einem doppelten Mißverständnis. Einerseits gibt sie vor, im Auftrag der »Praxis« zu handeln (die »Praxis« vor einem »praxisfremden« Wissenschaftsverständnis zu retten!), während sie tatsächlich nur eine bestimmte und politisch besetzte Praxis meint, d. h. eine »vorherrschende« Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit zum Zweck der Systemstabilisierung, welche, einmal in der Theorie verallgemeinert, als einzig legitime Praxisform aufgezungen werden kann. Von dieser mißverständlichen Verallgemeinerung einer bestimmten Praxisform aus werden nun in der Tat Geistes- und vor allem Sozialwissenschaften zu Praxis-fremden Geschöpfen erklärt und aus der Ausbildung fortschreitend gestrichen; werden doch sogenannte technische Disziplinen, wie etwa Architektur und Planung, von einer angeblichen »theoretischen Abgehobenheit« befreit, die sie sich in den letzten Jahrzehnten zugelegt hatten – namentlich sozialwissenschaftliche Inhalte, welche die Studenten zur kritischen Analyse und zum Urteil über das disziplinäre Aktionsfeld befähigen sollten.

Andererseits gibt man zudem vor, für praxisfremd erklärte Theorien als Zielscheibe zu nehmen, während man eigentlich auf eine unbekannte Praxis abzielt, die solche Theorien aus-

drücken, d. h. eine ablehnende Auseinandersetzung mit dem etablierten System, das in den 70er Jahren an Universitäten und in weiten Nischen der Gesellschaft herrschte. Es gilt, diese Praxis, nachdem sie andersorts bereits kriminalisiert wurde, auch noch theorielos und so sprachlos zu machen. Daß der heutige Kulturkampf an den Universitäten letztendlich ein politischer ist, zeigt sich augenfällig an seinen bisherigen Ergebnissen und Durchsetzungsmitteln: marktorientierte Reform von Studieninhalten, Prüfungsordnungen und Curricula, massiver Druck auf die Reformdebatte von seiten des Staates und der Berufsorganisationen, politische und finanzielle Repression gegen das wissenschaftliche bzw. Lehrpersonal und die Studentenschaft, Manipulation von Stellenbesetzungen etc.

Buchstäblich spiegelt sich diese allgemeine Situation in der heutigen Studienreformdebatte im Architekturbereich wider. Ein ungleicher Machtblock bestimmt diese Debatte. Einerseits die ins Rampenlicht übermächtig zurückgekehrten traditionellen Kräfte der Disziplin, nämlich jene Sorte von »Praktikern«, welche aus der Praxis in ihrer vorherrschenden Form schon immer einen Fetisch gemacht und auf ihren Schild die mechanischste aller Theorieformen stolz geschrieben haben: die Theorielosigkeit. Sie sind mit dem alten elitären Korpsgeist zurückgekehrt, dessen Kehrseite allerdings schon immer die unrühmliche, freiwillige Knechtung unter der staatlichen Kontrolle, unter den zünftischen Berufsorganisationen, unter dem Kommerz und dem Markt war. Verstärkt wird diese Gruppe andererseits durch jene Eierköpfe aus der letzten Oppositions- und Erneuerungsbewegung, welche mit Dauerstellen gekauft oder durch das Gespenst der Arbeitslosigkeit erpreßt, sich die Reformthemen und -begriffe von der Restauration diktieren lassen und sich auch der mechanischen Theoriebildung der vorherrschenden Praxis verschrieben haben. Innerhalb dieses Machtblocks herrscht eine gemeinsame Sprache: »Berufsorientierung« und »-felder«, »Praxisbezug« und »-relevanz«, »Anforderungen aus der Praxis«, »Qualifikation« etc., an deren bereits im Vorfeld der Debatte einseitig neu festgelegten Semantik jeder anders gemeinte Reformversuch zerschellen muß.

In diesen zuletzt genannten ideologischen Zusammenhang greift verdienstvoll der vorliegende Sammelband ein – gleich bei der Behandlung des ersten Themenblocks, wo die Autoren Roscher, Throll und Konter den gängigen Praxisbegriff einer kritischen Geschichts- und Gegenwartsanalyse unterziehen, seine Abhängigkeit vom Markt und der modischen Klassenarchitektur herausstellen, auf seine zwanghafte Vermittlung durch Ämter, Berufsverbände und -ideologien, Honorarordnungen etc. eingehen. Die analytische Entmystifizierung des Begriffes läßt die heutige Debatte um »Berufsfelder« oder »Praxisrelevanz« als den letzten Akt eines historischen Zyklus der Disziplinen Architektur und Planung erscheinen, wo eine nochmalige Revolte gegen die rationale Wissenschaft unternommen wird. Da damit der Denkhorizont erweitert wurde, um Praxis anders begreifen zu können, hätte man sich von der Behandlung des zweiten Themenkomplexes (Arbeitsmarkt) gewünscht, daß die Autoren (Feldhusen, Krieg/Roscher, Pesch/Stottrop) die Oberfläche der Berufsfelder (struktureller Wandel am Arbeitsmarkt, Stellenangebote) tiefer angekratzt hätten, um auf ein jenseits des Marktes liegendes Berufsfeld vorzustößen. Auch eine empirische Verifizierung bzw. Widerlegung der weit gestreuten Meinung über Marktwidrigkeit sozial und wissenschaftlich orientierter Ausbildung bleiben die Autoren mit ihren zahlreichen Oberfläche-Daten schuldig.

Demgegenüber war es zu erwarten, daß die im dritten Teil von Verbändevertretern aufgestellten Forderungen an Praxisrelevanz des Studiums dem Selbstverständnis der Verbände als Transmissionskette der vorherrschenden Praxis entsprechen (SRL, BDA) bzw. daß sie sich in zweitrangigen organisatorischen Vorschlägen erschöpfen (IG Bau – Steine – Erden). Erst in den letzten beiden Beiträgen über neuere experimentelle Ausbildungsformen an der GH Kassel (Henicken) und an der TU Hamburg-Harburg (Schubert) wird der im ersten Themenblock aufgeholte Faden konsequent wieder aufgenommen und in konkrete Ausbildungsperspektiven geleitet. Allerdings hätte man sich an dieser Stelle ein breiteres Spektrum von Experimenten gewünscht – so doch z. B. eine Analyse älterer

Erfahrungen über die Verbindung von Ausbildung und Praxis.

Im ganzen handelt es sich um ein unbedingt zu empfehlendes Buch, das auf die Gefahr hin, widersprüchlich zu erscheinen, glücklicherweise nicht davor zurückgeschreckt ist, Platz für die freie Konfrontation konträrer Positionen bereit zu stellen; und das gleichzeitig vermocht hat, die in der Studienreformdebatte vorhandene begriffliche Einseitigkeit und Starrheit aufzulösen, die versteckte Widersprüchlichkeit des allgemeinüblichen Praxisbegriffes herauszustellen und die Diskussion für neue Praxisinhalte wieder auf-

nahmefähig zu machen. Der Rezensent selbst hätte sich allerdings von jenen Autoren, die die vorherrschende Praxis und Architektur in Frage zu stellen wagten, etwas größeren Mut zu eindeutigeren Formulierungen über fortschrittliche, jenseits des Marktes liegende Praxisinhalte und Berufsfelder, über die Autonomie der Wissenschaft gegenüber systemischen Praxisformen gewünscht – womöglich im Sinne des einmal allzuviel geübten Begriffes der »konkreten Utopie«.

Aachen

Juan Rodríguez-Lores

Architektur



Joachim Spies

Stadträume. Plätze in Venedig

1985. 167 Seiten mit 363 Abbildungen.
Kart. DM 54,-
ISBN 3-17-008612-X

Die zentrale Bedeutung von Stadträumen für die Schaffung urbaner Wohn- und Lebensqualität, etwa durch das Anlegen neuer Plätze, Märkte und Galerien in unseren Großstädten, ist Gegenstand dieses Lehrbuches.

Die theoretischen und gestalterischen Grundlagen dieser architektonischen Aufgabe werden hier am Musterbeispiel Venedigs und seiner bekannten Plätze veranschaulicht. Eine Fülle von Modellen, Grundrissen, Isometrien, Zeichnungen und historischen Darstellungen ergänzen den Text.

Durch die Darstellung der Entstehung, der Geschichte ihrer vielfältigen Nutzung und der heutigen Bedeutung dieser Plätze bietet dieses Buch darüber hinaus wertvolle Einsichten zur Stadtgeschichte und -entwicklung.



Johannes Cramer/Niels Gutschow

Bauausstellungen

Eine Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts
Von der Mathildenhöhe zur IBA in Berlin 1984. 280 Seiten mit 499 Abbildungen, davon 81 in Farbe.
Kart. DM 79,-
ISBN 3-17-008343-0

Vor dem Hintergrund der Internationalen Bauausstellung in Berlin behandelt das vorliegende Werk die Geschichte der Bauausstellungen, die auch eine Geschichte der Architektur des 20. Jahrhunderts ist. Mit der ersten Bauausstellung »Ein Dokument Deutscher Kunst« auf der Mathildenhöhe in Darmstadt wurde 1901 die moderne Architektur begründet. Seitdem sind mehr als 40 Bauausstellungen durchgeführt worden, deren Hintergrund, Ziele und Ergebnisse hier erstmals umfassend dargestellt und gewürdigt werden.

FBW Trieb/Schmidt/Paetow/Buch/Strobel

Erhaltung und Gestaltung des Ortsbildes

Denkmalpflege, Ortsbildplanung und Baurecht



Kohlhammer

Michael Trieb/J. Alexander Schmidt
Stefan Paetow/Felicitas Buch
Richard Strobel

Erhaltung und Gestaltung des Ortsbildes

Denkmalpflege, Ortsbildplanung und
Baurecht

Hrsg. von der Forschungsgemeinschaft
Bauen und Wohnen (FBW), Stuttgart
1985. 158 Seiten mit 94 Abbildungen.
Kart. DM 49,80
ISBN 3-17-008936-6

Ein geschichtlich gewachsener Ortsteil
oder ein Straßenzug soll in seiner beson-
deren Erscheinung gesichert und in sei-
ner Lebendigkeit erhalten werden. Ein
neues Gebäude soll als Bauwerk unserer
Zeit eine Lücke im schützenswerten
Bestand schließen. Ein innerstädtisches
Gebiet soll mehr an Gestalt gewinnen.
Das sind aktuelle Aufgaben der Stadt- und
Bauplanung zu denen es bislang mehr
Fragen als Antworten gibt.

Die Darstellung schafft Grundlage für die
verschiedenen Entscheidungsprozesse,
sie zeigt methodische Vorgehensweisen
für die Praxis auf und belegt mit anschau-
lichen Beispielen, worauf es bei Gestal-
tungsfestsetzungen im einzelnen ankommt.
Damit bietet sie eine Richtschnur für sinn-
volles, wirksames und praktisches Handeln.

FBW Wolfgang Schwinge

Kommunale Programme und städtebauliche Einzelmaßnahmen in der Stadterneuerung



Kohlhammer

Wolfgang Schwinge

Kommunale Programme und städtebauliche Einzelmaßnahmen in der Stadterneuerung

Hrsg. von der Forschungsgemeinschaft
Bauen und Wohnen (FBW), Stuttgart
1985. XX/212 Seiten mit 78 Abbildungen
und 35 Plänen. Kart. DM 39,80
ISBN 3-17-008774-6

Im Rahmen der Stadterneuerung besit-
zen kommunale Förder- und Beratungs-
programme sowie beispielhafte städte-
bauliche Einzelmaßnahmen zunehmende
Bedeutung. Deshalb kommt der Vermitt-
lung von bisherigen Erfahrungen, Wir-
kungsweisen und Wirkungszusammen-
hängen, dem finanziellen Anteil in kom-
munalen Haushalten sowie den Rahmen-
bedingungen eine wichtige Rolle zu.
Die Ergebnisse eines entsprechenden
Forschungsauftrages basieren auf einer
Untersuchung in Baden-Württemberg, an
der die verschiedenen Einsatzebenen
kommunalen Handelns aufgezeigt wer-
den wie Programme im Wohnungsbau,
der Stadtgestaltung und Wohnumfeld-
verbesserung, sowie integrierte oder
sektorale Einzelmaßnahmen.

INHALTSVERZEICHNIS

ABHANDLUNGEN

HANS PAUL BAHRDT, Vom Umgang mit der Geschichte in der Stadt	329
ERIKA SPIEGEL, Nachmoderne Architektur. Über die Umwandlung von Geschichte in Gegen- wart.	351
ULFERT HERLYN, Die Stadt als lokaler Lebenszusammenhang aus der Sicht der stadtsoziolo- gischen Forschung.	369
ANDREAS BILLERT / COLIN DE LAGE / HORST H. SIEWERT, Altstadtsanierung: zum Beispiel Lübeck	388

DIE AUTOREN.	407
----------------------	-----

NOTIZEN	408
-------------------	-----

BESPRECHUNGEN.	410
------------------------	-----

Stadt- und Regionalgeschichten

JOHANNES CRAMER, Gerberhaus und Gerberviertel in der mittelalterlichen Stadt (<i>R. Joos</i>)	410
VLADIMIR SPACIL (Hrsg.), Nejstarsi mestska kniha Olomoucka (<i>Liber actuum notabilium</i>) zlet 1443–1420 (<i>R. Joos</i>).	410
DIETER SCHOTT / WERNER TRAPP (Hrsg.), Seeegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodensee- raumes (<i>H. Böhme</i>)	411

Ausbildung und Praxis

VOLKER ROSCHER (Hrsg.), Architekturpraxis und Ausbildungspraxis. Berufsfelder, Ausbildung und Allgemeininteresse betr. Beruf von Architekten und Planern (<i>J. Rodriguez-Lores</i>)	412
---	-----